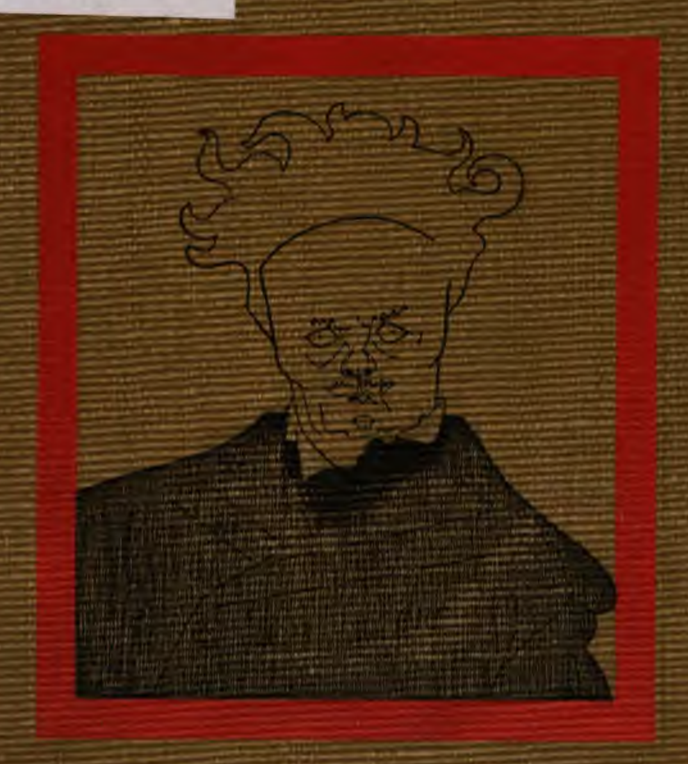


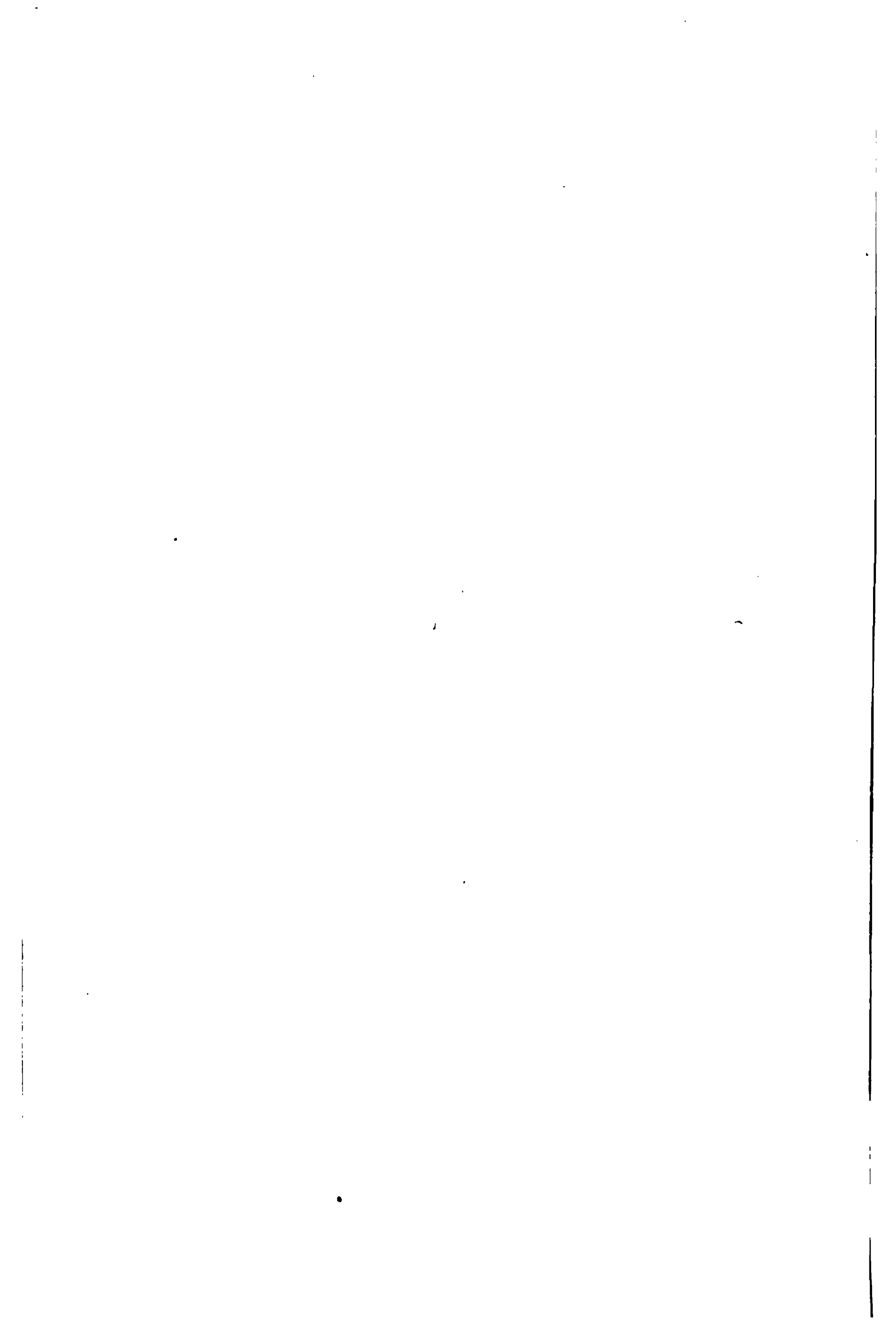
Adolf Paul

Strindberg-Erinnerungen und -Briefe


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Strindberg-Erinnerungen und -Briefe







Strindberg

Nach dem Leben gezeichnet von Eduard Munch
Berlin 1893, im „Schwarzen Ferkel"

Adolf Paul, Strindberg-Erinnerungen — Albert Langen, München

Adolf Paul

Strindberg-Erinnerungen und Briefe

Mit drei Bildnissen Strindbergs



Albert Langen, Verlag, München

Albert Langen Adolf Paul

Inhalt



Einleitung

Es ist nicht meine Absicht, hier Literaturgeschichte zu treiben oder eine kritische Würdigung des Werkes zu versuchen. Auch nicht ein Gesamtbild seines Lebens zu zeichnen, obwohl das trotz seiner eigenen und anderer Biographien noch zu schildern wäre.

Meine Absicht ist einzig und allein: das in meinen Händen befindliche Material, insofern es zur Kenntnis seiner Persönlichkeit beitragen kann, zur Verfügung zu stellen und ihn zu zeichnen, wie ich ihn im Leben sah und in intimem Verkehr kennen lernte.

Nur Erlebtes, wie es mir unauslöschlich in die Erinnerung eingebrannt wurde, will ich geben und es an der Hand eigener Tagebuchaufzeichnungen und Zeitungsberichte, sowie seiner eigenen und anderer Briefe festzulegen suchen, so lange ich es noch kann.

Ich glaube, dadurch eine Pflicht zu erfüllen.

Denn zweifelsohne wird es der Wahrheit besser entsprechen, als wenn, nach meinem Tode, Leute, die die Verhältnisse und Menschen nicht aus eigener Anschauung kannten, mein Material „sichten" und, auf Grund von Vermutungen oder Legenden, kommentieren.

Die Strindbergsachverständigen, die jetzt wie Pilze aus der Erde schießen, werden es verschmerzen müssen, wenn dabei ein Mensch aus Fleisch und Blut herauskommt und nicht jener Heilige, jener Dulder mit der Märtyrerkrone, den sie aus ihm machen möchten, eben weil sie nur das Werk, nicht den Menschen kannten.

Sie dürfen sich dem gegenüber nicht auf seine „autobiographischen Werke" berufen. Es klafft ein tiefer Riß zwischen dem, was er tatsächlich erlebte, und dessen Widerspiegelung in seiner Phantasie. Als psychologische Studien sind jene Werke von hohem Reiz. Noch größer aber ist ihre symptomatische Bedeutung, wenn man sie an Hand seiner Briefe nachliest.

In seinen Briefen gibt er sich, wie er wahrhaftig war. Und es wäre erwünscht, wenn sie alle bald an den Tag kämen. Denn erst wer den Menschen kennt, der hinter der Maske steckt, gewinnt den richtigen Standpunkt, von dem aus die Dichtung zu beurteilen ist.

Die Briefe, die ich von ihm empfing, stammen fast alle aus einer Zeit seines Lebens (1892—94), die für seine Weiterentwickelung von entscheidender Bedeutung wurde, die er aber trotzdem selber nur spärlich andeutet. Es war die Zeit nach der Scheidung der ersten und fast bis zur Scheidung der zweiten Ehe.

Ich teile sie nicht alle mit! Briefe persönlicher Natur, insofern sie nicht zum Verständnis seines Charakters und Schicksals notwendig sind, habe

ich zurückbehalten. Das mitgeteilte Material ist immerhin reich genug.

Niemand braucht sich über dessen Preisgabe aufzuregen. Wie Strindberg über Privatbriefe dachte, erhellt am besten die Tatsache, daß er selbst, bei Lebzeiten, die Privatbriefe seiner noch lebenden Freunde verkaufte und preisgab.

Er war mein Freund; er war mein Feind.

Beide Seiten seines Wesens habe ich aus nächster Nähe kennen gelernt: sein gutes, stets hilfsbereites Herz, sein weiches Gemüt, seinen jovialen Humor, aber auch seine Hinterlist und seine bodenlose Niedertracht, wenn sein Verfolgungswahn ihn dazu trieb, jemanden, der ihm verdächtig geworden war, zu vernichten zu suchen.

Jetzt, nachdem das Erlebte mir auf zwanzig Jahre Distanz gekommen ist, wird man mir wohl die nötige Objektivität zutrauen wollen. Wenn nicht, ist's mir gleich!

Wie mir der Schnabel gewachsen ist, so erzähle ich, ob's der Gemeinde, die heute mit ihm Geschäft macht, in den Kram paßt oder nicht.

Kein menschlicher Zug, wie drastisch er auch sein mag, ist überflüssig, wenn's gilt, solch ein Sturmzentrum aus Fleisch und Blut wie Strindberg nachzubilden.

Und wenn's nicht abgehen kann, ohne Leute zu nennen, die in den Gang der Ereignisse eingriffen, so dürfen die betreffenden Herrschaften es mir nicht verübeln.

Sie stehen zumeist in der Öffentlichkeit; sie und

ihr Tun werden oft in der Öffentlichkeit genannt! Ich mache da nur von einem Recht Gebrauch, das jedem Journalisten zusteht, und erfülle die Pflicht des Chronisten.

* * *

In Strindberg wiederholte sich die alte ewige Tragödie des Dichterlebens, das ununterbrochen mit Geldkalamitäten zu kämpfen hat und stets um die Hoffnung, sich frei fühlen und bewegen zu können, betrogen wird.

Seine ganze Produktion trägt denn auch die Narben aus jenem trostlosen Kampfe zur Schau, in dem ein Genie von Gottes Gnaden sich im Kampfe um die Gnade des Geldsacks aufreibt und seine beste Kraft darin vergeudet.

Sie zeigt aber auch mehr als einmal in der glänzendsten Weise, was alles er im Rausch der Lebensfreude hätte schaffen können, wäre es ihm vergönnt gewesen, sich frei aller Fesseln in stolzem Flug gen die Sonne zu schwingen, statt durch Nacht und Nebel müde und Schritt für Schritt zu den gesegneten Stätten emporkriechen zu müssen, von denen aus er ins Licht blicken konnte.

Wenn es ihm gelegentlich auch mal besser ging, sei's durch Einnahmen aus seiner Arbeit oder durch Aushilfe anderer, er brachte es doch niemals soweit, sich frei und unabhängig fühlen zu können. Und der Rückschlag warf ihn nur um so tiefer in den Mißmut hinein.

Es wäre so leicht gewesen, ihm zu helfen.

Ich denke da nicht an öffentliche Unterstützung und dergleichen, die er in seinem ganzen Leben niemals empfing. Die Ungerechtigkeit, ihm die schwedische „Dichtergage“ zu verweigern, oder die nie wieder gutzumachende Blamage, ihm den Nobelpreis vorzuenthalten, das sind Erscheinungen, wie sie sich bedeutenden Geistern gegenüber stets wiederholen! Das gehört mit zum Kriegsbrauch nicht nur in Schweden! Und Strindberg lebte sein Leben lang auf Kriegsfuß mit den Maßgebenden, die solche Gnadenbeweise zu verteilen haben!

Aber die geheimen Beherrscher der Welt der Bretter, — die Herren, die den Erfolg „machen“, die literarischen Geheimbündler, die Drahtzieher hinter den Kulissen, — sie hätten nur ihren passiven Widerstand aufgeben müssen, und er wäre imstande gewesen, von seiner Arbeit zu leben.

Freilich — für die ist ein Talent überhaupt nicht da, wenn es bloß mit einer künstlerischen Leistung aufwartet! Die können diese Leute stets entbehren! Versteht er sich nicht auf den Bluff mit ihren Schlagwörtern, — sei's das Programm der „Richtung“ oder die soeben von ihnen als kursfähig proklamierte „persönliche Note“, — dann ist der Mann nichts wert! Wenn er aber gar Millionär ist oder andere praktisch zu verwertende gute Eigenschaften hat, z. B.: gute Beziehungen zu Hofe oder zur Hochfinanz — oder so etwas —, dann haben sie die Gnade, auch sein Talent zu bemerken! Dann protegieren sie ihn, empfehlen

seine Werke, — treten für sie ein, finden sie zur Annahme bei den von ihnen beeinflußten Theatern und Verlegern „geeignet“ und machen ihre Hintertreppenverbindungen mit den Redaktionen für sie mobil! Sonst aber sicher nicht!

Die Herrchens werden aufschreien ob des Vorwurfs! Sie werden mich schinden, werden mich mit Feuer und Schwert zu vertilgen suchen! Das hilft ihnen nichts! Talent können sie nur totzulügen suchen, — töten aber nie und nimmer, ebensowenig, wie sie's verleihen können! Und was ist so der Rest?

Ein Mann wie Strindberg, — unberechenbar, unzuverlässig, wenn schon genial, — durfte nie und nimmer auf die Gnade der herrschenden Cliquen rechnen!

Wäre er bei Lebzeiten zu Einfluß oder gar zu Herrschaft auf der Bühne gekommen, das wäre zu gefährlich gewesen!

Er hätte sich nie und nimmer einer Clique untergeordnet oder angeschlossen. Er war etwas an sich, er hätte durch seine Unbotmäßigkeit die Cliqueninteressen gefährdet oder ihnen entgegengearbeitet! Den Großmoguls der Koterien war er stets so etwas wie ein literarischer Bazillenträger! Also in die Quarantäne mit ihm!

Mit seinen Werken ließe sich wohl Geschäfte machen, mit ihm niemals!

Deshalb mußte er erst sterben! Und jetzt, wo er tot ist, jetzt lassen sie ihn leben! Jetzt geben sie die Parole aus! Und die immer zaghaften

Lenker der Bühnenschicksale greifen gierig zu und beeilen sich, seine Stücke um die Wette zu spielen! Die Vortragskünstler tragen seine Werke öffentlich vor und greifen zur Feder und beschreiben so schön und so herzergreifend, warum sie so gern Strindberg vorlesen!

Warum entdeckten diese Herrschaften nicht ihre große Liebe zu ihm, — als er noch lebte und es ihm hätte nützen können?! **Sein Werk** bedarf der Protektion nicht! Er aber hatte sie nötig!

Aber — wozu sich über alte, ewig wiederkehrende Mißstände aufhalten! Es ändert doch nichts! Sein Schicksal war, wie's zu sein pflegt! Es ist erledigt! Pereant sequentes!

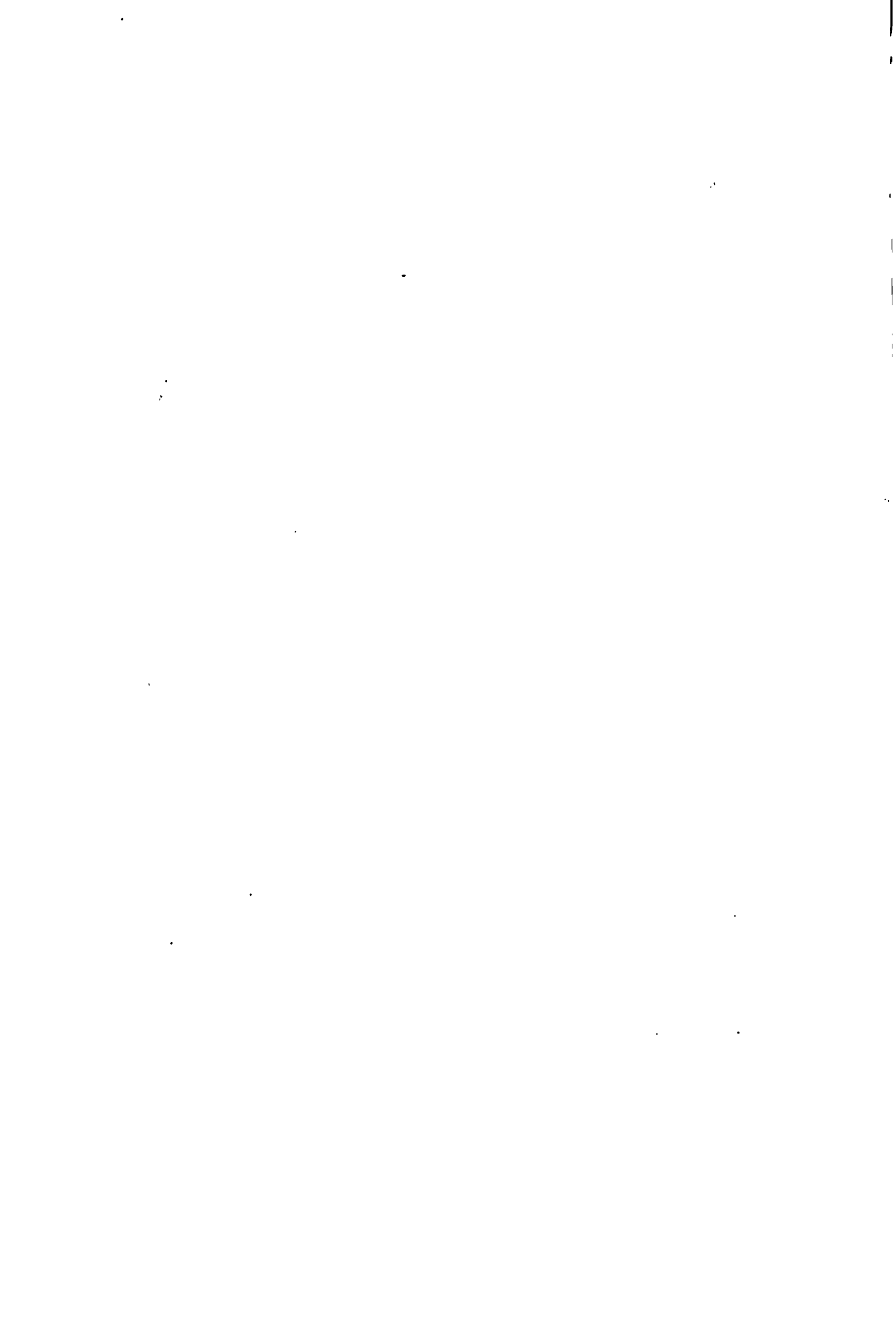
* * *

Vorliegende Schilderungen und Briefe stammen, wie schon gesagt, aus der Zeit, die er selbst in seiner „Lebensgeschichte", in dem Buche „Entzweit", geschildert hat.

Der Leser wird finden, daß seine eigene Schilderung ungenau, unvollständig und in vieler Hinsicht den wirklichen Geschehnissen widersprechend ist. Und dies Buch als eine — von ihm selbst, durch die Briefe dokumentarisch bestätigte Berichtigung annehmen.

Berlin im Juni 1914.

Adolf Paul



I

Die Freie Bühne

Das berliner Theaterleben zu der Zeit, als Strindberg an der Spree lebte, hatte eine ganz andere Physiognomie als heute. Man war nicht so weit vorgeschritten in der Industrialisierung des Theaters, — man tat etwas verschämter, wenn man nicht umhin konnte, den wirtschaftlichen Gesichtspunkt als Hauptsache zu proklamieren. Und man ging trotzdem nicht so oft pleite.

Das Theater war nicht in dem Maße den Gründungsgelüsten der Kaffeehausjünglinge aus Wien und Budapest ausgeliefert wie heute.

Der Betrieb war sicherer und nicht so kostspielig, die Gagen niedriger, die Konzession von keiner Kaution abhängig.

Die Volksbühnen, aus denen der Theaterbetrieb der Zukunft sich machtvoll zu entwickeln beginnt, waren noch nicht da.

Vom Theater der Fünftausend sprach man noch nicht.

Das Deutsche Theater führte, von seinem Begründer l'Arronge musterhaft geleitet. Es hatte ein Ensemble von ausgezeichneten Künstlern und ein Repertoire, das neben einem Stamm von

Klassikern auch die wichtigsten Neuerscheinungen in der Literatur berücksichtigte.

Das Königliche Schauspielhaus, mit Vollmer und Matkowsky, bot Molière und Shakespeare, Schiller und Goethe, Ibsen und Björnson und ging sogar soweit auf die moderne Literatur ein, Hauptmann zu spielen.

Im Berliner Theater sonnte sich Barnay in der kaiserlichen Gnade, führte neben Ohnet und Dumas auch Shakespeare auf, ließ das Genie Mitterwurzers den Berlinern leuchten, spielte mit der Sorma das Estherfragment Grillparzers und schwang sich sogar dazu auf, „Ödipus" und „den gefallenen Prometheus" auszugraben.

Siegmund Lautenburg repräsentierte in der Blumenstraße la France. Blumenthal hatte im Lessingtheater, neben Dumas und Sudermann, auch Platz für Ibsen. In Friedrich-Wilhelms-Stadt dominierte die Operette, im Wallner-Theater und im Adolph-Ernst-Theater die Posse. Reinhardt und Barnowsky lagen noch in den Windeln.*) Meinhard und Bernauer waren noch nicht erfunden, und die zehnjährige Klabriaspartie der Gebrüder Herrnfeld hatte noch nicht begonnen.

Aber die Literaten- und Schauspielerstammtische standen schon festgewurzelt in der Erde! Nicht in den heutigen Geburtsstätten beginnenden Ruhms,

---

*) Nur nicht gleich den Staatsanwalt wegen Reinhardtbeleidigung bemühen, Herr Dramaturg vom Dienst! Seine Leistung war selbstverständlich auch in den Windeln über jede Kritik erhaben!

sondern im Kaiserhof und Café Schiller. Aber Apfelkuchen, Schlagsahne und kulturelle Mißstände wurden ebenso brav vertilgt wie heute! Und alles ebenso miserabel gefunden!

Das Vaterland war wiederum in Gefahr!

Das Theater mußte reformiert, die Kunst veredelt, die Literatur gerettet werden.

Mit anderen Worten, eine Gruppe junger Ehrgeiziger wollte sich wieder den Weg zu den leitenden Stellungen in der Kunst und im Kunstgetriebe bahnen, um, nach erreichtem Ziele, ganz wie ihre Vorgänger, alles weiter gehen zu lassen, wie's Gott gefällt. Die „Freie Bühne" war nach französischem Muster begründet worden, Holz und Schlaf und Gerhart Hauptmann zum Heil der deutschen Literatur entdeckt, Ibsen, Zola, Tolstoi mit ihren verbotensten Werken eingeführt, und auch das Hauptwerk des bis dahin wenig beachteten Schweden Strindberg „Der Vater" zum erstenmal in Berlin zur Aufführung gebracht.

Etwas wie eine „Bewegung" war im Gange. Die Urheber der Sache, Theodor Wolff und Maximilian Harden, zufrieden damit, den ersten Anstoß gegeben zu haben, zogen sich selbstlos ins Feuilleton des „Tageblatts" und der „Gegenwart" zurück und überließen die Führung den beiden Berliner Kritikern, Brahm und Schlenther, die beide das Zepter eines Theaterdirektors als geheimes Gepäck im Tornister trugen.

Sie haben beide, in dieser Hinsicht, ihr Ziel erreicht. Und — bezeichnenderweise — das künstlerisch

Wertvollste unter den Errungenschaften der Freien Bühne, die Einführung Strindbergs als Dramatiker in Deutschland, — galt ihnen später nichts. Die Verpflichtung, die diese Tat ihnen auferlegte, ignorierten sie als Direktoren völlig. Weder der Herr des Deutschen Theaters noch der Direktor des Burgtheaters führten Strindberg auf. Es sollte noch zwanzig Jahre und mehr nach dem ersten Anlauf dauern, bis er voll zur Geltung kam.

„Der Vater" wurde im ersten Jahre der Freien Bühne gespielt, ohne daß durch die erfolgreiche Aufführung das polizeiliche Verbot beseitigt wurde.

Man spielte damals im Lessingtheater an den Sonntagvormittagen. Nachmittagsvorstellungen waren in Berlin noch nicht üblich. Die Direktoren gönnten ihren Darstellern gern einen Extraverdienst. Keiner sah hinter der idealistischen Aufmachung des Vereins das Unternehmertum lauern. Und so hatten die Leiter der Freien Bühne den Vorzug, sich von sämtlichen Berliner Theatern die geeignetsten Darsteller ausborgen zu können und konnten Musterdarstellungen wie kein einzelnes berliner Theater zustande bringen. Ein gefährliches Beginnen, dessen ganze Tragweite jedoch von den meisten Theaterpaschas ignoriert wurde!

Dem Herrn des Lessingtheaters, Oskar Blumenthal, wurde es aber doch unheimlich. Er quartierte den Verein aus, und im zweiten Jahre zogen die Neuerer nach der Blumenstraße, allwo Siegmund Lautenburg den Herren Sardou und Dumas eine bleibende Stätte errichtet hatte und nur dann und

wann ein literarisches Experiment wagte, als dessen Urheber wohl sein kunstbegeisterter Sekretär und Dramaturg Paul Block angesehen werden darf.

So hatte er die Wildente von Ibsen mal gespielt, nachdem man ihn zu überzeugen gewußt hatte, daß Hjalmar Ekdal ihm „auf den Leib geschrieben" war! Und entdeckte, nebenbei, die große künstlerische Kraft eines Pagay, freilich nur, um ihn nach wie vor in französischen Unterhosenrollen herumlaufen zu lassen.

Im Residenztheater war's also, daß Strindberg zum zweiten Male in Berlin zu Worte kam.

Am 3. April 1892, an einem schönen sonnigen Frühlingssonntagvormittag, pilgerten die Vereinsmitglieder der Freien Bühne hinaus nach dem fernen Osten und nahmen andachtsvoll Platz in den Logen und Sesseln des kleinen intimen Boulevardtheaters.

Ein tiefschwarzer Vorhang verdeckte die Bühne. Vor dem Souffleurkasten erhob sich eine Kanzel, und als das Glockenzeichen erscholl, tauchte Paul Schlenthers rosiges Antlitz darüber auf. In einem langen Vortrag empfing die „geehrte Versammlung" die literarische Weihe und wurde auf das Grausige vorbereitet, das sich vor ihren Augen abspielen sollte. So wenig vertraute man einem Werke, das wohl geeignet war, für sich selbst zu sprechen. Aber auch der Dichter selbst war seinen mutigen Entdeckern nicht ganz geheuer. Der Dichter, der, wie Schlenther sagte, „das Ziel nicht ganz erreichte, an dem wir so oft den Meister Henrik Ibsen stehn

2*

sahen," — und dessen „Gestalten den Denker nicht ganz ausgeschwitzt haben!" — „Seien Sie streng gegen die künstlerischen Schwächen des Dichters, aber seien Sie milde gegen die menschlichen Schwächen seiner ‚Heldin', die so gar keine Heldin ist."

Nach dieser Ermahnung an das kritische Gefühl der Zuhörer, nahm Schlenther noch Anlaß, eine Sünde der Regie zu beschönigen.

„Eine Sünderin soll hier erscheinen," sagte er. „Ihre Sünde wird offenbar werden. Nach der Vorschrift des Dichters müßte man noch deutlicher, als es heute hier der Fall sein wird, sehen, wie ein verirrter Nachtfalter in die Flamme flattert. Der heute vielleicht allzu rücksichtsvolle Vorhang wird sich noch einmal heben und vor Ihnen wird eine Büßerin stehen."

Man gab nämlich „Fräulein Julie", ein naturalistisches Trauerspiel in *einem* Akte. Und man gab's — in *zwei* Akten! Ein Grund war nicht vorhanden. Aber — was Goethe sich mit dem „Zerbrochenen Krug" Kleists erlauben konnte, — das durften Brahm und Schlenther sich nimmermehr als Hebammen der modernen Literatur entgehen lassen! Selbstverständlich nicht, ohne sich den Rückzug zu sichern und dem „allzu rücksichtvollen Vorhang" letzter Hand die Verantwortung zuzuschieben!

Unter den Zuschauern saßen zwei Leute, die die persönliche Verbindung zwischen der Gemeinde und dem in Schweden weilenden Dichter Strindberg

hergestellt hatten. Es waren der schwedische Dichter Ola Hansson und seine Gattin Laura Marholm, damals in Friedrichshagen ansässig.

Er ein schlanker, nervöser Mann, mit langem blonden Schnurrbart, verbissenen Zügen, einer nervös stotternden Aussprache und flackerndem Blick. Sie robust, voll, lebhaft, mit einem hochroten Gesicht unter den graugesprenkelten Stirnlocken, platter Nase, wulstigen Lippen und stahlblauen Augen. Sie galt für häßlich, aber niemand konnte es mit Bestimmtheit behaupten. Denn ihre Unterhaltung war so amüsant und geistsprühend, daß man in ihrer Gegenwart vergaß, sich um dergleichen Äußerlichkeiten zu kümmern!

Sie hatten Strindberg gerade in der kritischen Periode seiner ersten Ehe kennen gelernt.

Er hatte sie auf der Landstelle Hanssons in Schonen aufgesucht, ihnen das Manuskript der französisch geschriebenen Schilderung seiner ersten Ehe „Le Plaidoyer d'un fou" gezeigt, hatte eine Novelle Hanssons „Paria" für das von ihm nach dem Muster Antoines begründete, leider nur zu kurzlebige „Versuchstheater" in Kopenhagen dramatisiert und in seine dänisch herausgegebene Sammlung der für dieses Theater geschriebenen Einakter (Fräulein Julie — Gläubiger — Paria — Der Stärkere) aufgenommen. Er stand seitdem in eifriger Korrespondenz mit ihnen.

Sie hatten jene Versuchsbühne in Kopenhagen, Ende der achtziger Jahre, miterlebt und gesehen, wie die Möglichkeit, zu Worte zu kommen, einen

Geist wie Strindberg befruchtete. Sie waren Zeuge gewesen, wie er in kurzer Zeit eine Reihe kleiner Meisterwerke aus den Ärmeln schüttelte, — wie er voll reformatorischer Ideen und Bestrebungen, das Theater umzuformen, steckte, und wie der ganze Eifer und die ganze Schaffensfreude auf einmal erlahmte, als jenes Theater, nach einer einzigen Vorstellung, ebenso plötzlich einging, wie es entstanden war, und sein Schöpfer wieder von der Bühne ausgeschlossen wurde. Denn für seine modernen Dramen hatte das damalige schwedische Theater keinen Platz.

Laura Marholm gibt in dem 1894 erschienenen „Buch über Strindberg" ein Porträt von ihm aus jener Zeit, das des Interesses nicht entbehrt. In jenem Buche, das die Schweden darüber belehren sollte, was sie an Strindberg hatten, sollte auch eine Vertreterin des von Strindberg als „unterlegen" bezeichneten Geschlechtes zu Worte kommen. Und daß die Wahl auf die geniale, wegen ihres boshaften Witzes gefürchtete Laura Marholm fiel, war kein Zufall. Es war Strindberg nicht unbekannt und von ihm gebilligt.

Sie schildert in jenem Buche den ersten Eindruck, den er bei seinem Besuche bei ihnen in Schonen machte*).

„Ich stand in der Tür, blickte nach der Landstraße hinaus und war neugierig! . . .

Ich hatte Herzklopfen. Mein Mann hatte mich

*) Aus dem Schwedischen übersetzt.

dazu angehalten, Ehrfurcht für Strindberg zu hegen, und jetzt sollte ich endlich mit eigenen Augen ‚den größten Dichter Schwedens' sehen.

— — — — — — — — — — — — — —

Endlich sah ich zwei Gestalten auf der leeren Landstraße emportauchen. Sie kamen näher. In der einen erkannte ich meinen Mann in ehrfurchtsvoller Haltung, die andere war kleiner, breiter, gröber. Aus der Ferne sah ich einen durchbohrenden Blick unter einer grauen, vorne herabfallenden Flachmütze, der hellgraue Überzieher flatterte von einer stattlichen Figur zurück. Ich bemerkte noch, als er näher kam, daß er kleine Füße hatte und mit kurzen, würdevollen Schritten ging . . . Seitdem habe ich ihn oft gesehen . . .

Was bei ihm immer sich gleich blieb, war seine Haltung. Er verlangte Hochachtung und behandelte sich selbst mit Hochachtung. In seinem Wesen war stets etwas Gedämpftes, Strenges, als hätte er ein unsichtbares Heiligtum zu bewachen, gegen das weder er noch irgendein anderer sich versündigen durfte. Seine Stimme war weich und diskret befehlend, sein drohender Blick immer bereit, die weibliche Naseweisheit, die er doch nicht gern entbehren mochte, zurückzuweisen.

So war der exoterische Strindberg, wie er sich den vielen zeigte. Aber wer ihm näher kam, lernte auch einen esoterischen Strindberg kennen, allerdings nicht umgänglicher und zugänglicher als der andere, aber lange nicht so feierlich, — ein echter schwedischer froher Bursche, dessen beste Augen-

blicke sich beim ersten Hahnenschrei einstellen —, ein Humorist mit einem undefinierbaren Lächeln, ein Schachspieler mit dem Leben, dem die Resultate weniger wichtig waren als die taktischen Finessen und die tiefdurchdachten Schachzüge, ein mit weitschauendem Blick in der Zukunft operierender, unberechenbarer und vergeßlicher Zukunftsmensch, ein imponierender und achtunggebietender Gehirnmensch mit der ganzen durchtriebenen Schlauheit eines spitzbübischen Jungen.

Und als Grundton dieses aus lauter Gegensätzen bestehenden Wesens, das sich absichtlich selbst verdunkelte: ein bodenloses Mißtrauen, — ein Mißtrauen ohne Grenzen, — ein Mißtrauen um des Mißtrauens willen, — ein Mißtrauen aus Prinzip, — als das Prärogativ des überlegenen Geistes, — ein Mißtrauen gegen alles und alle, das zu allerletzt nichts war als ein Mißtrauen gegen sich selbst!" ...

— — — — — — — — — — — — — — —

Bei dem entscheidenden Einfluß Laura Marholms, bei ihrer Bedeutung als treibende Kraft am Anfang jener hochinteressanten Epoche in Strindbergs Leben, zu deren Kenntnis ich in vorliegendem Werke beitragen möchte, schien es mir nicht nur angebracht, sondern auch notwendig, ihre Auffassung von ihm wiederzugeben.

Freilich, an jenem Frühlingstage im Jahre 1892 war sie noch nicht so kritisch gestimmt! Sie, wie ihr Mann, war ganz erfüllt von der Mission, für den verkannten Meister Propaganda zu machen,

ihnen, ihrer Befürwortung und ihrem Eifer war's nicht zum mindesten zu verdanken, wenn man anfing, in den jungen literarischen Kreisen Berlins sich für Strindberg zu interessieren und seine Werke — wenn auch nur versuchsweise — aufzuführen.

„Er muß hierher nach Berlin," das war ihre Überzeugung. „Was hier in der Freien Bühne geschieht, ist weiter nichts, als was Strindberg vor vier Jahren in der Kopenhagener Versuchsbühne gewollt und versucht hat! Er ist der Mann, den die Freie Bühne braucht! Auf dem von ihm gelegten Grund muß weitergebaut werden, da muß das Theater der Zukunft errichtet werden!"

Sie überschätzten die Freie Bühne und ihre treibenden Kräfte. Waren sie auch weitschauend genug, das Ziel zu sehen, sie hatten nicht die Schwungkraft, es zu erreichen.

Erst lange Jahre, nachdem die Freie Bühne ihre Tätigkeit eingestellt und ihre Leiter längst wohlbestallte Direktoren im altgewohnten regulären Theaterbetriebe waren, — nachdem Wolzogen mit der Drachmannschen Idee eines literarischen Varietés Erfolg gehabt hatte, — erst dann kam Reinhardt auf dem Umweg übers Überbrettl dazu, die Lebensmöglichkeit des von Strindberg propagierten „Kleinen Theaters" auszuprobieren. Und heute steht in seinem Hause in der Schumannstraße das von Strindberg erträumte intime Theater, das „Kammerspielhaus", dessen Vorzüge er bereits in der Vorrede seiner 1889, bei Schubothe, in Kopenhagen

erschienenen Ausgabe von „Fräulein Julie“ so beredt zu schildern wußte. Freilich — auch bei Reinhardt dauerte es Jahre, ehe Strindberg in jenem Hause heimisch wurde*).

Ob Frau Marholm mit ihrer Behauptung recht hatte, daß mit Strindberg eine neue Ära des Theaters begonnen hatte, soll hier nicht untersucht werden.

Nur die Tatsache soll erwähnt werden, daß sie mit der ganzen Energie und Zähigkeit, deren sie fähig war, für diese ihre Überzeugung eintrat, ohne Rücksicht darauf, ob sie es dadurch mit ihr selbst nützlichen Freunden verdarb.

„Strindberg soll es machen! Er ist der Mann, der einzige, der nicht nur den wahren Willen, sondern auch die Fähigkeit hat!“

Das hörten naturgemäß die Herrschaften nicht gern, die es selbst machen wollten. Anscheinend gingen sie mit. Aber im geheimen war es ihnen weniger darum zu tun, jemandem den Weg zu ebnen, der sie und ihre Protegés distanzieren könnte. An passiven Widerstand fehlte es also nicht, auch nicht nach jener bedeutsamen Aufführung von Fräulein oder „Komtesse“ Julie, wie man's im Programme „deutsch“ sagte! Bedeutsam nicht nur wegen Strindberg!

---

*) Reinhardt hatte wohl im Kleinen Theater einen Erfolg mit dem Stücke „Verbrechen und Verbrechen“ (fälschlich mit „Rausch“ übersetzt). Er hatte den „Friedlosen“ und „Fräulein Julie“ gespielt. Aber dabei hatte es vorläufig sein Bewenden.

Denn an jenem Sonntagvormittag standen zwei Künstler auf der Bühne, die nicht nur für die Strindbergschen Stücke, sondern für die ganze Entwickelung des modernen Theaters in Berlin von Bedeutung werden sollten, nämlich Rudolf Rittner und Rosa Bertens, damals noch dem Ensemble des Residenztheaters zugehörig.

Dieser „jugendliche Liebhaber", diese „Salondame" Lautenburgs boten, mit Sophie Pagay zusammen, eine Aufführung des Stücks, die mir noch heute, nach 25 Jahren, unvergeßlich ist und die später hier in Berlin nie übertroffen worden ist, weil sie schlechthin nicht übertroffen werden kann. Sie lieferten den Beweis, daß ein gutes Drama keiner Einführung eines Conferenciers bedarf, sondern daß es genügt, es gut zu spielen. Und es bedurfte nicht noch des Spottes der Marholm ob der Sonntagspredigt Schlenthers, die sich bemühte, uns die Fäden der Dichtung aufzudecken und unter anderem auch die geistreiche Entdeckung zum besten gab: die Köchin Christine sei „ein letztes vulgäres Restchen vom antiken Chor oder vom französischen Raisonneur". Während der Dichter ihr nur die ganz einfache „Erklärung" mit auf den Weg gegeben hatte: — er ließe die Moral im Stücke, in Ermangelung eines Pastors, von einer Köchin predigen!

Die Wirkung des Stückes war stark. Es war da und konnte nicht mehr ignoriert werden! Es wurde also selbstverständlich, wie alles Wertvolle, ad acta gelegt und von denselben Zeitungen, die

heute Strindberg über den Klee loben, heruntergemacht oder höchstens wohlwollend mißverstanden.

Nach jenem Tage aber stand es bei der Marholm fest: Strindberg müsse hierher, koste es, was es wolle! Mit dem ganzen Fanatismus, dessen diese merkwürdige Frau fähig war, betrieb sie die Sache und erreichte es, wenn auch nur für kurze Zeit, seine Schicksalslenkerin in einem entscheidenden Augenblick seines Lebens zu werden. Sie war in allem die treibende Kraft.

Sie hatte Strindberg in Berlin vorbereitet, — sie hat ihn von Schweden herübergelockt, — hat Propaganda gemacht, — ihm die Mittel verschafft, ihm mit Übersetzungen geholfen und ihm zuerst draußen in Friedrichshagen ein Heim bereitet.

Allerdings hat sie ihn dabei in einer Weise gemanagert, daß ihm bald angst und bange wurde! Und war einmal sein Verfolgungswahn geweckt, dann gab's bei ihm kein Halten!

Es dauerte nicht lange — einige Wochen nur —, und sie war ihm die größte Verbrecherin, die ihm je begegnet war. Zum mindesten wollte sie ihn und mit ihm das ganze männliche Geschlecht geistig „fressen", — an ihm die „Unterlegenheit" des Mannes demonstrieren, — ihn ins Irrenhaus bringen und Gott weiß was noch!

Er floh Hals über Kopf aus ihrer Nähe, gab sich nicht mal Zeit, seine Sachen mitzunehmen, und etablierte sich auf eigene Faust in Berlin.

Wie das alles kam, soll im folgenden erzählt werden.

II

Die Flucht aus Schweden

Eines Tages im September 1892 erhielt ich von Ola Hansson einen Brief aus Friedrichshagen.

Er hatte schon lange und vergeblich mit Strindberg korrespondiert, um ihn dazu zu bewegen, Schweden zu verlassen und nach Berlin zu kommen, aber ohne ihn dazu zu bringen.

Im Einverständnis mit Hansson hatte ich einige interessierte Leute in Finnland dazu zu bewegen versucht, die noch ungedruckten Werke Strindbergs, die kein schwedischer Verleger haben wollte, auf ihre Kosten herauszugeben. Und da Strindberg nicht aus seiner Zuflucht in den Stockholmer Schären herauszulocken war, hatte ich Hansson vorgeschlagen, ihn einfach zu holen.

Er schrieb mir daraufhin:

> „Was Strindberg betrifft, bin ich ganz Deiner Ansicht, daß der Bär aus seiner Höhle aufgescheucht werden muß. Am besten wäre es, wir beide reisten baldmöglichst hin. Ich habe 300 Mark, kannst Du noch 200 verschaffen? Vielleicht könntest Du nach Finnland telegraphieren und fragen, ob die Gesellschafter beitragen wollen. Der Ausgang wäre ja ziemlich sicher. Strindberg hat den vierten Teil

des ‚Sohn einer Dienstmagd‘ liegen, da Bonnier sich weigert ihn zu drucken. Komm gleich, wenn du kannst, hierher. Wir können dann alles weitere mündlich entscheiden.“

Ich nahm den nächsten Zug nach Friedrichshagen und traf die Eheleute Hansson in größter Aufregung an.

Ein Brief Strindbergs war soeben eingegangen. Seine ganze damalige Misere, die ihn auch geistig deprimierte und produktiv lahm legte, sprach aus jenen Zeilen. Und die beiden Freunde, die einzigen, die er damals hatte, waren sich einig, daß es höchste Zeit war, ihn von Schweden loszueisen, wenn auch nur, um ihn in eine andere Umgebung zu versetzen und auf andere Gedanken zu bringen! Aber wie es tun?

Er war schon so weit, daß er wollte! Aber Geld war bei ihm eine Rarität! Eigentlich ein skandalöser Zustand! Strindberg hatte schon die meisten seiner besten Leistungen hinter sich! — Seine Romane aus den Schären, seine „Schwedische Schicksale und Abenteuer“, „Das rote Zimmer“, „Die Ehenovellen“ (Giftas), die bedeutungsvollen Dramen „Der Vater“, „Fräulein Julie“, „Gläubiger“, „Meister Olof“, „Das Geheimnis der Gilde“ und „Herrn Bengts Gattin“*), alle waren sie schon erschienen und vielfach in andere Sprachen übersetzt. Er hatte einen weit über Schwedens Grenzen bekannten und geschätzten Namen. Und

*) „Frau Margit“ bei Schering

für alle diese Leistungen hatte man in Schweden nicht so viel übrig, daß ihm das nackte Leben gesichert war.

„Wir müssen hier draußen ins Horn stoßen, daß die ganze Welt es hört!" rief Frau Marholm. „Ola muß einen Artikel auf Grund dieses Briefes schreiben. In der nächsten Zeit gibt Harden eine neue Zeitschrift ‚Die Zukunft' heraus! Wir sind zur Mitarbeit aufgefordert. Das erste Heft erscheint in dreißigtausend Exemplaren! Da muß der Strindberg-Artikel hinein!"

Gesagt und getan! Ola setzte sich an den Schreibtisch, mit der Erklärung, wohl auf den Brief Strindbergs Bezug nehmen, aber ihn nicht veröffentlichen zu wollen. Er hatte in kurzem einen Artikel hingeworfen, den er seiner Frau zur Verdeutschung übergab. Sie war ebenso schnell damit fertig. Und ihre Übersetzung, die jeder, den es interessiert, im ersten Hefte der Zukunft nachlesen kann, hatte dem Hanssonschen Entwurf nicht nur den Strindberg-Brief im Wortlaut beigefügt, sondern ihn auch mit einigen Hörnern und Klauen versehen. Sie las ihn uns vor. In der Hauptsache sei er hier (nach einem mir vorliegenden schwedischen Zeitungsartikel) wiedergegeben.

> „Seit mehr als einem halben Jahr korrespondiere ich," schreibt Hansson, „mit meinem Landsmann Strindberg, um ihn dazu zu bewegen, einen Abstecher nach Deutschland zu machen. Viele Ursachen waren mir hier mitbestimmend; — zunächst die persönliche Füh-

lungnahme mit seinen, wenn nicht vielen, so um so wärmeren Bewunderern und Freunden, — die freisten und kritischsten unter den deutschen Fortschrittsmännern. Noch mehr aber trieb mich der Wunsch, ihn von den seelenmordenden und engbrüstigen Verhältnissen Schwedens loszureißen, wo Pietismus und Frauenemanzipation das große Wort führen, das Recht, sich frei zu äußern, verdrehen und jede Persönlichkeit und Freiheit des Gedankens vernichten.

Ich hatte beobachtet, wie auch seine unerhörte Produktivität unter dem Drucke jener viel zu ungünstigen Verhältnisse zu erlahmen anfing, und ich wollte ihn aus jener tötenden Stagnation befreien, der ich selbst einmal entschlüpft war.

Gestern bekam ich von ihm folgende Antwort — eine Antwort, die keines Kommentars bedarf.

‚Lieber Ola Hansson!

Die Hauptschwierigkeit ist eben, von hier fortzukommen . . . zweimal bin ich gepfändet worden — ich habe Schulden — ich kann nicht reisen, ohne in den Zeitungen steckbrieflich verfolgt zu werden. Der Herbst ist da. Ich wohne noch in der Sommerfrische und kann nicht einmal von hier fort.

Sechs Stücke habe ich fertig, darunter zwei große, wie ‚Der Vater' und ‚Fräulein Julie', aber ohne Unsittlichkeitshindernisse für die Aufführung — im Auslande. In Schweden hat

man nur die Hindernisse der Unbußfertigen für alles, was August Strindberg schafft. Wäre ich nur in Berlin mit meinen Stücken, so wären sie wenigstens für die Bühne gerettet — sie könnten jedenfalls als ein noch nicht veröffentlichter Band dramatischer Werke herausgegeben werden.

Aber wie aus dieser Hölle herauskommen? Hätte ich nur zweihundert Kronen Reisegeld, so würde ich sofort durchbrennen.

Um mein Leben zu erhalten, war ich gezwungen, Gemälde zu malen und zu Spottpreisen zu verkaufen.

Ich denke daran, Photograph zu werden, um mein Talent als Schriftsteller zu retten.

Siehst Du eine Möglichkeit, mich zu befreien, — um wenigstens mein psychisches Leben zu retten?

Man lacht hier über meine Misere, und ich hätte ihr längst ein Ende gemacht, wenn ich nicht die Kinder hätte.

Dein Freund

August Strindberg.'

Ich gebe diesen Brief hier wieder," schrieb Hansson, „auf daß man in der gebildeten Welt wissen soll, wie das größte lebende Genie Schwedens nach einer fünfzehnjährigen, rastlos strömenden Produktivität auf Rosen gebettet ist, — wie Schweden seinen größten Sohn zu ehren weiß und sich selbst in ihm.

Ich weiß, daß diese Zeilen ein Rachegeschrei aus dem gelobten Lande der Eisenindustrie hervorrufen werden, aber ich habe Erfahrung und Fakta, womit ich antworten kann. Hier will ich mich nicht auf die spezifisch schwedischen Verlags- und Zeitungsverhältnisse einlassen.

Nur einen Umstand will ich noch anführen. Strindberg klammert sich noch ans Leben, nur um seiner Kinder willen. Diese Kinder hat er nicht, — sieht er nicht. Laut schwedischen Gesetzes lebt er von ihnen getrennt, solange sie noch minderjährig sind, denn er war genötigt, sich von ihrer Mutter scheiden zu lassen ..."

Der Hanssonsche Artikel polemisiert dann gegen einige die Tatsachen entstellende Zeitungsnotizen über Begebenheiten, die mit seiner eben erfolgten Ehescheidung zusammenhingen. Strindberg hatte, um seine Kinder vor dem Verkehr mit einer ihm verhaßten, nach seinem Dafürhalten perversen Freundin seiner Frau zu schützen, diese Dame höchst eigenhändig aus dem Hause hinausbefördert. Er war wegen Handgreiflichkeit zu einer Geldbuße verurteilt worden, und diese Tatsache wurde dann, in einer für ihn herabwürdigenden Weise, von einem Teil der skandinavischen Presse wiedergegeben.

„So, das wäre erledigt!" sagte Frau Hansson-Marholm zu mir nach beendigter Vorlesung. — „Den Rest müssen Sie, als Berliner, besorgen! Gehen Sie also zu Harden mit dem Artikel und reden Sie mit ihm! Und was das Reisegeld be-

trifft, so hat wohl die Freie Bühne aus den Aufführungen seiner beiden Stücke soviel übrig, daß sie ihm etwas als Honorar schicken kann! Reden Sie nur mit Fischer!"

Am nächsten Tage ging ich zunächst zum Verlagsbuchhändler S. Fischer, der als Schatzmeister des Vereins fungierte.

Er war damals noch ein kleiner Verleger, hatte aber den Spürsinn gehabt, sich der Freie Bühnen-Bewegung anzuschließen, die ihm einige seiner besten Autoren einbringen sollte.

Sein Verlag domizilierte in der Köthener Straße, und an seiner Tür prangte das schwedisch-norwegische Reichswappen. Denn eins seiner ersten Verlagsunternehmen war, die Gedichte König Oskars herauszugeben. Und er war klug genug gewesen, den Titel eines Hofbuchhändlers dem ihm ebenfalls zur Wahl gestellten Orden vorzuziehen.

Ich hatte ihn durch eine der Übersetzerinnen Ibsens kennen gelernt, bei der er sich sehr um die von ihr zu vergebenden Dramen des alten Norwegers bemühte, die er gern unter einen Hut bringen wollte.

Meinem Vorschlag, auch Strindberg, zunächst mit seinem letzten Roman „An offener See", in Verlag zu nehmen, lieh er kein geneigtes Ohr.

Dieser begabte und weitsichtige Geschäftsmann war weder jetzt noch später dazu zu bringen, Strindberg herauszugeben, der doch sicher ein gutes Geschäft werden mußte! War's das hofbuchhändlerische Gewissen, das ihm verbot, einen mit dem

3*

Königstum hadernden Schweden zu drucken? Oder war's der Antagonismus Strindbergs mit Ibsen, den er noch nicht sicher hatte? Ein Grund der Abneigung gegen gerade diese Entdeckung jenes Vereins, dessen Verleger er sozusagen war, wurde niemals angegeben.

Dagegen war er, als Schatzmeister der Freien Bühne, sofort bereit, die Aufführungen zu honorieren, und telegraphierte noch am selben Tage vierhundert Kronen nach der Sommerfrische Strindbergs.

Der Weg war also frei.

Maximilian Harden war damals als „Apostata" der „Gegenwart" mit Recht der bewundertste Causeur Berlins, dem, außer dem auch heute noch unverbrauchten Theodor Wolff, wohl kein zweiter zur Seite gestellt werden konnte.

Er hauste mit seinen Zukunftsplänen mehrere Treppen hoch in der Köthener-Straße, empfing mich sofort und las den Artikel durch.

Ich hatte Zeit, ihn zu betrachten. Ein kleiner, schmächtiger, selbstgefällig lächelnder, klug blickender Mann, in grauer Hausjoppe mit hochgeschlagenem Kragen! Ein scharfgeschnittenes, von schwarzen, schön gekräuselten Locken beschattetes Schauspielergesicht und ein Mund, der sehr beredt zu schweigen verstand!

Nachdem ich ihm die Sachlage erläutert hatte, erklärte er sich sofort bereit, den Brief in die erste Nummer seiner Zeitschrift aufzunehmen.

Die Wirkung der Veröffentlichung war augen-

blicklich. Von vielen Seiten kamen bei Harden Geldsendungen für den Dichter an und wurden ihm durch Hansson zugestellt.

Strindberg selbst war nicht sehr davon erbaut, seine Misere an die große Glocke gehangen zu wissen, und hat es der Frau Marholm stets nachgetragen. Sehr mit Unrecht! Denn bei der obwaltenden Sachlage war es das einzige Mittel, ihm möglichst rasch die Sympathien weiterer Kreise zuzuwenden, einen Strich durch das Vergangene zu machen und seiner Unentschlossenheit ein Ende zu bereiten.

Er zögerte auch nicht länger, stellte seine Ankunft in Berlin nach einigen Tagen in Aussicht und konnte noch in Schweden die Nachricht empfangen, daß ein erstes berliner Theater, Oskar Blumenthals Lessing-Theater, sich bereit erklärt hatte, Stücke von ihm zu spielen und sich zunächst um die Freigabe des „Vaters" bemühen wollte.

Ende September wurde ich von Hanssons abgeholt, um Strindberg zu empfangen.

Ich vergesse nie, wie er uns auf dem Bahnsteige des Stettiner Bahnhofs entgegenkam. Lange, nachdem der Strom der Mitreisenden vorübergeflutet war, schlenderte seine mittelgroße Gestalt im Schlapphut und Mantel langsam heran. In den Augen ein erstaunter Ausdruck; ein halb neugieriges, halb verzagtes Lächeln um die Lippen, wie bei einem Kinde, das sich in ein ganz neues Märchen hineinbegibt.

Ich hatte ihn schon einmal gesehen, — ganz flüchtig nur. Es war in Stockholm, im Sturmjahre 1884, als er nach seinem Ehenovellenprozeß dort Triumphe feierte. Auf „Norrbro", wo damals noch, nach Art der mittelalterlichen Brücken, eine ganze Reihe kleiner Verkaufsläden existierten, hatte eine Buchhandlung zur Feier des Ereignisses ein ganzes Fenster allein mit den Werken Strindbergs gefüllt und sein Porträt in die Mitte der Anordnung gestellt. Ich sah mir das Bild an, und als ich mich umdrehte, fand ich mich Auge gegen Auge mit dem Original! Er verschwand schnell in der Menge, als er sich erkannt sah. Heute sollte ich ihn zum ersten Male sprechen.

Welche Überraschung, statt der erwarteten vollklingenden Stimme des Donnerers einen müden, knarrigen, verdrossenen Tonfall zu hören, dem, auch im Ausdruck der Freundlichkeit, etwas Gezwungenes anhaftete!

Und dann der weiche, fast unmännliche Händedruck!

Viel mehr gab die erste Begegnung nicht her. Denn es ging sofort nach dem Bahnhof Friedrichstraße, um nach dem in Friedrichshagen bereitgehaltenen Asyl weiterzufahren.

In der Coupétür stehend, sagte er Adieu, und als er den Hut abnahm, folgte die gewaltige Lockenmasse mit in die Höhe.

„Die Plazenta!" sagte neben mir der Pole Przybyszewski mit seiner fast unhörbaren Stimme.

„Er hängt noch an der Plazenta fest! — Er kommt nie vom Weibe los! — Er steckt ewig im Mutterleibe!"

III

„Frau Blaubart". Das rote Tuch. Weimar

Hanssons wohnten in Friedrichshagen*) in einem einstöckigen Haus mit Vorgarten, in dem für Strindberg, bei einer Frau Müller, eine kleine möblierte Wohnung hinzugemietet wurde, die mit der ihrigen in Verbindung stand. Er verfügte über ein Arbeitszimmer, ein Schlafzimmer und eine unbenutzte Küche, die er als Dunkelkammer einrichten wollte.

Er beschäftigte sich damals viel mit der Photographie. Speziell grübelte er über das Problem der Farbenphotographie nach, das zu lösen ihm aber ebensowenig gelang wie später das Verfahren Gold zu machen.

Die übliche Camera verachtete er, er hatte sich einen Kasten aus den Brettern einer Zigarrenkiste gemacht, ohne Objektiv, nur eine Scheibe aus Pappe mit einem Loch drin! Das war der ganze Apparat!

Er machte mir in allem Ernst den Vorschlag, ihm zu helfen, in Berlin ein photographisches Atelier einzurichten, denn mit der Schriftstellerei konnte er sein Leben nicht fristen. Er fand

*) Lindenallee 2

aber bald einen Verlag und erzielte Annahmen seiner Stücke, brauchte also diese Kateridee nicht zu realisieren.

Aber zunächst wollte er Photograph werden, trotz Ibsen! — Ibsen hatte nämlich, wie er in allem Ernst annahm, in seinem Photographen, Hjalmar Ekdal, eine Karikatur von ihm schaffen wollen! Die Naturalisten waren ja, nach dem Schlagworte ihrer Gegner, „Photographen", weiter nichts! Und Strindberg galt als der Hauptvertreter jener „Richtung" im Norden! Mehr war nicht nötig, ihn von der Absicht Ibsens zu überzeugen und ihn dazu zu bringen, diesen mit seinem Haß zu beehren. Aus dieser verbitterten Stimmung heraus hatte er die Vorrede des ersten Teils seiner Ehenovellen geschrieben, in der er gegen den „Weibersklaven", den „Gynolater" und vor allem gegen den „großen norwegischen Blaustrumpf" Ibsen polemisiert und seine Frauenverehrung zu vernichten sucht.

Seine Versuche auf dem Gebiete der Photographie entbehrten nicht der Eigenart. Seine Camera machte natürlich eine längere Exposition nötig, als mit den richtiggehenden üblich! Mindestens dreißig Sekunden! Das würde ihm ermöglichen, „psychologische Porträts", wie er sie nannte, zu nehmen.

„Ich habe mir eine Geschichte komponiert," sagte er, „die alle erdenklichen Seelenstimmungen enthält! Diese Geschichte spreche ich innerlich durch, während ich mein Opfer fixiere! Ohne es zu

ahnen, daß ich ihn zwinge — bloß weil ich der Stärkere bin —, und unter meiner Suggestion muß der Delinquent auf alle jene Seelenstimmungen reagieren, die ich in der Zeit durchlaufe! Die Platte fixiert seinen Gesichtsausdruck dabei! Das Ganze dauert dreißig Sekunden; — die Geschichte ist genau so lang bemessen! In dreißig Sekunden habe ich also den ganzen Kerl! Ich suche mir aber meine Leute aus! Mit jedem Schafskopf gebe ich mich nicht ab! Bloß Matadore! Und hohe Preise, versteht sich!"

Wie gesagt, der Plan kam nie zur Ausführung.

Ein in dieser Weise früher genommenes Bild, ein „Selbstporträt", — steht noch vor mir. Strindberg im Mantel und mit gestrickter wollener Mütze, den Plaid um den Hals geschlungen! Neben ihm ein von ihm selbst geschnitztes Holzschild, mit einem Gorgonenhaupt darauf!

Er war damals nicht ganz vierundvierzig Jahre, sah aber aus wie ein Fünfziger. Die Haare bereits etwas ergraut, — das Gesicht durchfurcht, — der dünne, hochgestrichene Schnurrbart ließ den kleinen, zierlich geschnittenen Mund frei. Ein minimales, spitzes Kinn kontrastierte seltsam gegen die sonstige Kraft der Züge. Das angehende Embonpoint gab den Bewegungen eine gewisse priesterliche Würde.

Er ließ sich nie einen Barbier nahe kommen, schnitt selbst die Haare und brannte den Schnurrbart mit einem an einer Kerzenflamme erwärmten Zirkel. Die Haut der inneren Handflächen war

hart, dick und zersprungen und reizte so, daß er oft die Hände in kaltem Wasser kühlen mußte.

Die erste Zeit in Friedrichshagen hielt er sich sehr zurück. Die Art seiner persönlichen Einführung in Berlin gefiel ihm nicht. Der „Bettelartikel" in der „Zukunft" genierte ihn. Er war in der Lage, das auf Grund dieses Artikels aus aller Welt eingehende Geld*) annehmen zu müssen. Und das drückte ihn auf ein Niveau herab, auf dem er sich nicht wohl fühlen konnte, da er sich seines Wertes wohl bewußt war.

Er suchte zunächst keinen von seinen Gönnern in Berlin auf. Sein Verkehr beschränkte sich die erste Zeit auf Hanssons und den Kreis um sie.

---

*) Riesensummen waren das nicht. Ein von ihm selbst geschriebenes Verzeichnis, das er mir 1893 bei seiner Abreise nach Weimar gab, für den Fall, daß die Geber wegen seines Verschwindens unruhig werden würden, führt nachstehende Zahlen auf:

„Bekommen:" (deutsch von Strindberg)

„436 Mark (400 Kronen, bevor die Abreise von Schweden).
300 „ }
270 „ } vom 1. Oktober bis 29. Oktober in Friedrichshagen durch Herrn Ola Hansson gegen Schuldschein.
200 „ }
200 „ }
100 „ } nach dem 1. November durch Herrn Przybyzewski."

Die 436 Mark waren von der „Freien Bühne". — Die anderen Summen wahrscheinlich alle zuerst bei der „Zukunft" eingegangen.

Im Verhältnis zu den durch den Nobelpreis der deutschen Literatur aus Schweden zugeflossenen großen Summen stehen diese dem schwedischen Dichter deutscherseits zugewendeten Beträge nicht. Dafür war aber der gute Wille auf deutscher Seite da. Und das soll denen, die ihr Geringes gaben, unvergessen bleiben!

Seine schriftstellerische Tätigkeit ruhte, bis auf die Kontrolle der Übersetzungen und die chemischen Aufsätze, an denen er immer wieder arbeitete. Nebenbei malte er auch eifrig. Er benutzte statt der Pinsel stets das Palettenmesser und hatte drei Motive, die er immer wiederholte: „Der Giftpilz" und „Die einsame Distel", beide am Meeresstrande, von einem Himmel mit treibenden Wolken überwölbt. „Die Distel", in „zweiter Fassung", zertreten von irgend jemandem, dessen Spuren man im Sande fest eingestampft sah. Und dann „Die Welle", ihren Gischt himmelhoch spritzend, von der untergehenden Sonne rot durchleuchtet*). Die Abende wurden oft im Müggelschloß verbracht, besonders wenn sein polnischer Freund Przybyszewski und dessen Studentenkameraden draußen waren, die ihm dann, als pièce de resistance, die Beerdigung eines toten Russen vorsangen und vormimten. Przybyszewski raste auf dem Klavier, — spielte mit überschwenglicher Leidenschaft und nicht ganz sauberer Technik seinen Landsmann Chopin, daß sich die Balken bogen. Und Strindberg selbst griff auch mal zur Gitarre und gab, mit dröhnendem Baß, ein Lied zum besten. Er liebte die Musik, lag aber als Ausübender stets in Fehde mit ihren Grundelementen.

Die Gitarre mußte er aber immer in der Nähe

---

*) Die Gemälde, die wohl sämtlich nur den Wert der Kuriosität haben, sind in Privatbesitz, einige in Berlin. „Die Welle" hängt noch heute im Restaurant „Zum schwarzen Ferkel" in Berlin.

haben. Er hatte sich eine besondere Stimmung zurecht gemacht, die sonst kein Mensch gebrauchte. Und sein Repertoire bestand außer aus den Liedern aus einer einzigen Nummer: — eine melancholische, monotone, ewig wiederkehrende Melodie, deren öde Traurigkeit so recht geeignet schien, ihm die Eindrücke der Außenwelt vom Leibe zu halten und seinen inneren Stimmungen die nötige Ruhe zu geben, aus der heraus er dann seinen Geist loslassen konnte. — Hatte er eine halbe Stunde jene Melodie geklimpert und unhörbare Lieder, ohne Töne und Worte, dazu im Geiste gesungen, dann war er auf einmal heiter und vergnügt, übermütig wie ein Gassenjunge und der lustigste Zechbruder, den man sich wünschen konnte. Aber nur in Gesellschaft von zwei, drei Leuten, mit denen er intim stand. Waren Fremde dabei oder wurde die Gesellschaft zu groß, dann thronte er stillschweigend in einer Ecke, dräuend wie eine Gewitterwolke, oder zog sich plötzlich in ein anderes Zimmer zurück, um allein mit seinen Gedanken, oder mit irgend jemandem, der sie nicht störte, eine Flasche zu leeren.

„Frau Ola", wie er die Marholm zuerst nannte, war ihm von Anfang an unheimlich. Er fügte sich zunächst ihren Anordnungen, bis er Land unter den Füßen fühlte. Lange dauerte es nicht. Er reagierte immer stärker gegen die Bevormundung durch eine Frau. Kaum den Fesseln der Ehe entronnen, sollte er sich jetzt von einer anderen Frau am Gängelbande führen lassen?! Niemals!

In der Ehe war's zu verstehen!

„Die Ehe," sagte er, „ist nur aus dem Standpunkt der Liederlichkeit zu verteidigen! Denn so liederlich, wie in der Ehe, lebt man sonst nie! Heirate, und du wirst es sehen! Da ist es zu begreifen, wenn man in Abhängigkeit von den Dingern kommt, weil die Betörung der Sinne mit im Spiele ist! Aber ohne dem? Nein!"

Er witterte in Frau Marholm, deren geschäftiger Suggestion er täglich ausgesetzt war, ein männerfressendes Ungeheuer, das ihm mit Vernichtung drohte, wenn er ihm nicht schleunigst zuvorkäme! Eine veritable „Frau Blaubart", aus deren Klauen er sich mit allen Mitteln befreien mußte!

„Sie ist gefährlich!" sagte er. „Sie stiehlt die geistigen Samentiere anderer Männer und gibt sie als die Frucht ihrer eigenen Ehe aus! An sich improduktiv, aber mit der ganzen bis ans Äußerste getriebenen Imitationsfähigkeit der schwarzen Rasse, täuscht sie so der Welt eine gewaltige Schöpferkraft vor! Mich täuscht sie aber nicht! Die Abstammung ist ihr anzusehen! Sie sieht aus wie eine gebleichte Negresse! Sie heißt auch Mohr, — Marholm ist nur das skandinavizierte Pseudonym! Um selbst als die große Ausnahme dazustehen, proklamiert sie die Minderwertigkeit der anderen schreibenden Frauen! Bis sie tot sind und keine Tinte mehr verspritzen! Dann wird sie zur Leichenfrau, die den Kadaver wäscht und in den Zeitungen zur Schau stellt! Dann läßt sie sie leben, dann werden sie von ihr kanonisiert, als Märtyrerinnen

der Liebe apostrophiert, als ‚grandes amoureuses', die sich nur nicht ausleben durften, weil die dummen Männer, die Inkapablen, eben so saudumm waren! Dann widerlegt sie sogar das Axiom von der Unfruchtbarkeit der schreibenden Frauen als treibende Kraft ihrer Künstlerschaft, indem sie selbst ein Kind zur Welt bringt! Das reine Tendenzkind!

Ich habe die ganze Zeit die Unterlegenheit der Frau gepredigt! Deshalb will sie jetzt, in meiner Person, das männliche Geschlecht knechten und zeigen, daß wir die Unterlegenen sind! Deshalb der Bettelartikel in der Zukunft! Deshalb ihr ganzer Eifer und ihre Geschäftigkeit, alles für mich auszurichten! Die Welt soll mich nur durch sie haben können! Ich soll nur durch sie alles erreichen dürfen! Sie will mich sogar mit anderen Frauen verkuppeln, um mich wieder unter das Joch zu bringen! Sie preist mir immer ihr hübsches Dienstmädchen an! Sie will mich kleinkriegen, um meine ganze Weiberphilosophie als Ausfluß eines Monomanen, eines am Rande des Wahnsinns Wankenden hinzustellen! Sie will die Welt hindern, selbst zu sehen und zu urteilen, — ihr so allmählich meine Verrücktheit ansuggerieren und mich schließlich ins Irrenhaus bringen."

Das Irrenhaus war seine ganze Angst.

„Paul," sagte er eines Tages, „Doktor X. (ein Arzt aus dem Bekanntenkreise Hanssons) war heute bei mir und hat mir vorgeschlagen, mit ihm zusammen ein Irrenhaus in Westend zu besuchen.

Das könnte eine Falle sein! Wenn ich also plötzlich verschwinde, weißt du, wo ich bin!"

Die Besichtigung blieb aus, aber die Überzeugung, daß er nur dadurch einer großen Gefahr entronnen war, behielt er.

„Die Weiber sind alle miteinander in Maskopie! – Das Evangelium der Peitsche, das Nietzsche verkündet hat, hat die gesamten Weiber zum Aufruhr gebracht! Sie wollen beweisen, daß er ein Trottel war, als er seine letzten Werke schrieb! Die Marholm korrespondiert schon mit der Schwester Nietzsches! Wer weiß, was da herauskommt! Sie fragt immer wieder nach meinen Briefen von ihm, die schon Spuren beginnenden Wahnsinns zeigen! Und ich korrespondierte mit einem Wahnsinnigen und nahm ihn ernst! Also bin ich auch wahnsinnig! Darauf läuft's hinaus! Die Briefe aber sind mir hier in Friedrichshagen abhanden gekommen. Ich habe sie im Verdacht, sie genommen zu haben!"*)

Derartige Äußerungen waren schon vom Beginn seiner „Gefangenschaft" bei „Frau Blaubart" häufig. Sie fielen nicht nur mir gegenüber. Bei allen Bekannten Hanssons, Freunden wie Feinden, ließ er seine Bosheit spielen je nach Gelegenheit.

---

*) Der Verdacht war unberechtigt. Die Briefe befanden sich im Archiv des Grafen Mörner auf seinem Gute Mauritzberg in Schweden und sind noch da. Strindberg selbst hatte sie ihm schon im Jahre 1888 geschenkt, hatte es wohl aber vergessen und war im Glauben, sie nach Berlin mitgenommen zu haben.

Einige hielten treu zu ihnen. Viele fielen von ihnen ab. Selbst verzichteten sie auf jeden Kampf, gaben ihre kaum gefestigte Position in Berlin auf und zogen im Laufe des folgenden Jahres fort.

Meine Beziehungen zu Hanssons waren schon vorher gelöst, wegen einiger sehr gehässiger Äußerungen, die mir Strindberg hinterbracht hatte. Ich tat unrecht, auf seine Mitteilungen etwas zu geben! Aber ich kannte ihn ja noch nicht.

Ob er sich ihnen gegenüber zu Dank verpflichtet fühlte oder nicht, — er hatte ihnen seine wichtigsten berliner Erfolge zu verdanken!

Sein Verfolgungswahn machte ihn aber blind. Wo er dann mit unbegründeten Verdächtigungen vorging, mußte er immer weiter gehen, um sich ins Recht zu setzen. Und da war's eine schwere Enttäuschung, wenn der „Feind" sich ruhig verhielt, statt ihm mit Gegenmaßregeln zu kommen, die er nachher als gute Gründe in den grünen Sack hineintun konnte, um seine weise Vorsicht und die Unfehlbarkeit seiner Ahnung zu beweisen.

Die Enttäuschung erzeugte dann einen Haß so maßlos, so unauslöschlich, daß der Betroffene sein Leben lang mit dessen Folgen zu kämpfen hatte, — trotz gelegentlicher Versöhnungen!

Zunächst kamen jene Verstimmungsmomente, die ihm nicht auszureden waren, wohl nicht zum katastrophalen Ausbruch.

Es war viel zu tun. Die vielen neuen Stücke sollten möglichst geschwind übersetzt, — den be-

reits vorhandenen Übersetzungen ein Weg gemacht werden. In autorisierter deutscher Übersetzung, von Brausewetter*), lagen folgende Hauptwerke vor: „Meister Olof" — „Das Geheimnis der Gilde" — „Herrn Bengts Gattin" — „Die Kameraden" — „Der Vater" und „Fräulein Julie". Und jetzt wurde, unter seiner eigenen Beaufsichtigung und Redaktion, die deutsche Ausgabe von sieben Einaktern fertiggestellt. Das waren: „Gläubiger" — „Das Band" — „Herbstzeichen" — „Das Spiel mit dem Feuer" — „Vor dem Tode" — „Debet und Kredit" und „Ein Sommertraum".

Frau Marholm, die Unermüdliche, fand neben ihren eigenen Arbeiten Zeit, mehrere davon, vor allem die „Gläubiger", zu übersetzen. „Debet und Kredit" wurde einem gewissen Herrn Mewius gegeben, „Das Band" und „Spiel mit dem Feuer" nahm die leider viel zu früh verstorbene, liebenswürdige und sehr befähigte Übersetzerin, Frau M. von Borch in Arbeit. Auf ihr Los fiel auch der Roman „Tschandala"**) und der große Roman „An offener See", deren deutsche Übersetzung sie im Laufe des Winters noch herausgab***). Für die Übertragung des soeben von Strindberg selbst dramatisierten Romans „Die Leute von Hemsö" wurde Herr Gustav Lichtenstein gewonnen†).

---

*) Bei Reclam und bei Kühling & Güttner, Berlin

**) Berlin, Bibl. Bureau

***) Dresden, bei Pierson

†) Die zwölf Ehenovellen waren schon längst bei Gebrüder Grimm in Budapest deutsch herausgegeben. Der

Im „grünen Sack“ verwahrte Strindberg die Kopie seines vor einigen Jahren französisch geschriebenen Romans „Le Plaidoyer d'un fou“, den er schon einem pariser Verleger gegeben hatte.

Da ruhte außerdem in Skizzenform schon alles, was in der späteren Epoche an den alten Donnerer Strindberg noch erinnert (Embryos seiner historischen Dramen usw.), und wartete auf die günstige äußere Konstellation seines Daseins, die ihm Ruhe zum Austragen geben sollte.

September, Oktober und den halben Monat November dauerte sein Aufenthalt in Friedrichshagen.

Blumenthal zögerte, noch eine Strindbergaufführung zu veranstalten. Den „Vater“, den er zunächst hatte spielen wollen, bekam er von der Zensur nicht frei. Strindberg entschloß sich dann, sich an Lautenburg zu wenden. Diesmal selbst und ohne Bevormundung der Frau Marholm. Eines Tages kam er ganz vergnügt zu mir:

„Wenn ich nur ein Stück Geld in der Hand habe und mir eine Droschke leisten kann, dann geht alles glatt! Da verrichte ich Wunder! Man wird gleich frei, hat Unternehmungslust und wird genügend draufgängerisch! Ich komme eben vom Residenztheater! Die Leute da sind Feuer und Flamme! Sie wollen meine neuen Sachen spielen und haben sich sofort prinzipiell einverstanden erklärt, sie in einer Sonntagsvormittagsvorstellung

---

für die Neue Freie Presse auf deren Aufforderung geschriebene Roman „Die Leute von Hemsö“ bei Reclam.

im Dezember zu geben! Sie werden sich zunächst drei von den Einaktern aussuchen! Jetzt muß die Übersetzung schnell fertig und gedruckt werden! ‚Die Gläubiger' habe ich bereits dort, bei Paul Block, gelassen."

Sehr bald bekam ich einen Brief von Strindberg:

1. „Lieber Paul!

Das Residenztheater schreibt heute lauter Gutes über meine Stücke. Hoffe von Lautenburg das Beste!

Kaffee bei Fräulein Bertens Mittwoch vier Uhr mit Schlenther, Brahm, Rittner usw.! Mc. Carthy*) schreibt heute: ‚Cher maître!' Liest Schwedisch und Deutsch.

Morgen zehn bis elf Uhr vormittags fahre ich hinein nach der Residenz! Suche Dich dann auf.

Aber!

Hab die Güte, diese zwei Weihnachtsgeschenke**) zu nehmen!

Da Ihr zwei seltenen Vögel Euch über meine Erfolge freut, so wollen wir uns morgen, Dienstag, zwölf Uhr bei Dir treffen.

Wenn Strindberg Geld kriegt, kriegt auch Paul und Przybyszewski, und Priapus***) will im Müggelschloß den toten Russen bei drei

*) Justin Mac Carthy beabsichtigte damals in Fortnightly Review einen Essay über Strindberg zu veröffentlichen und korrespondierte mit ihm darüber.

**) Malereien von ihm

***) Spitzname eines der polnischen Studenten

4*

Klavieren tanzen. Die Sonne scheint, der Blumenthal schreibt im Börsenkurier und der Stier*) will Geld machen. Es ist eine Lust, zu leben.

Dein Freund
August Strindberg.

Friedrichsruhe, 7. Oktober
1892."

Es dauerte nicht lange, bis „Friedrichsruhe" ihm zur „Friedrichshölle" wurde! Der nächste Brief schon kam aus dieser Gegend. Er lautet:

2. „Lieber Paul!

Ich konnte nicht kommen, weil ich gestern abend zu viel Toddy trank.

Willst Du die Freundlichkeit haben, bei Lazarus zu bestellen:

Baedeker: Manuel de Conversation.

Meyer: Kleines Konversationslexikon, neues Exemplar, nicht dreckig, letzte Auflage und sofort! Außerdem am Bahnhof: Indépendance Belge kaufen.

So viele Nummern Deine Kasse Dir erlaubt, am liebsten die Sonnabend (Sonntags)-nummer.

Morgen nachmittag (Mittwoch) nach dem Kaffee bei Fräulein Bertens suche ich Dich auf. So zwischen sechs und sieben Uhr.

Hast Du Geld gekriegt?

---

*) Spitzname eines befreundeten Fabrikanten

Paul hat kein Geld gekriegt!

Freundl.

Aug. Sg.

Friedrichshölle, 8. Nov. 1892.

Kannst Du so allmählich herausbekommen, was Mc Carthy geschrieben hat!"

Am selben Tag kam noch folgende Karte an:

3. „A. Paul.

Soeben Brief von Antoine selbst im Theatre libre, daß er Fr. Julie ‚vers Decembre' spielt, das heißt, in diesem Monat. Auch daß er probiert und mich zeitig genug fragen wird.

Comte Prozor schreibt, Savine, Paris,*) hätte ihm geschrieben, daß das Plaidoyer schon in der Presse ist. Also jetzt geht's los! Lieber Paul, besorge mir von Fischer sechs Exemplare des Schlentherschen Vortrages über Komtesse Julie. Bitte.

Aug. Sg.

Friedrichshagen, 8. Nov."

Dann, eines Tages, trat er plötzlich bei mir ein, in dem Pensionat in der Neuen Wilhelmstraße, wo ich wohnte, und sagte: „Jetzt habe ich das Tischtuch zwischen mir und der ‚Mara' zerschnitten!"

Er war aus „Friedrichshölle", unter Zurück-

*) Demnach wäre das vermißte französische Originalmanuskript des „Plaidoyer d'un fou" bei Savine in Paris zu suchen!

lassung seiner Sachen, geflohen, in der festen Überzeugung, daß ihm dort die größte Gefahr drohte.

„Die Frau ist eine Verbrecherin! Ich weiß es jetzt ganz bestimmt! Sie hat sich gestern verplappert, betreffs meiner Nietzsche-Briefe! Es war höchste Zeit, mich da loszureißen, sonst wäre ich, wer weiß wie bald, im Irrenhause! Ich kehre nie wieder zu ihnen zurück! Kann ich hier im Pensionat Zimmer haben?"

Er bekam sofort eine Dublette und machte sich heimisch.

Zunächst galt es, die Verlagsverhandlungen u. a. Angelegenheiten in eigene Hand zu nehmen, d. h., er nahm ziemlich ungeniert meine Zeit dafür in Anspruch!*) Er verstand es, ans gute Herz zu

---

*) Um zu zeigen, in welchem Maße und mit welchen Nichtigkeiten dies geschah, genügt es, hier einen einzigen seiner vielen „Auftragzettel" anzuführen:

1. Die Sachen von Friedrichshagen. Sehr notwendig, weil Wäsche und anderes Zeug dabei.

2. Lichtenstein: Brahm. Die Hemsöer. Die Unsichtbarkeit und Abreise Strindbergs motivieren. Die Schuld an die „Freie Bühne".

3. Neumann-Hofer. Strindbergabend ohne Strindberg.

4. Frau von Borch. Geld. Pierson.

5. Der Stier. Przybyszewski. Die Schuldscheine.

6. Mörners Brief. Der Weihnachten Strindbergs: Das Geld für die Kinder. Mörner benachrichtigen, daß Strindbergs neue dramatischen Werke nicht schwedisch herausgegeben werden dürfen, weil Lessingtheater durch Kontrakt Strindberg auf zwei seiner reifsten, in diesem Herbst geschriebenen Stücke verpflichtet hat. Schweden verliert also seinen einzigen dramatischen Verfasser. — Bonniers Manuskript.

appellieren und affektierte eine Hilflosigkeit, die Mitleid erregte, mißbrauchte auch ein wenig seine Position als berühmter Mann und fing ja auch nicht gleich mit seinen Verdächtigungen an.

Er schlug auch einen Ton väterlichen Wohlwollens gegen uns Jüngere an, von dem ich mich um so leichter bestechen ließ, da ich vor ein paar Monaten meinen Vater verloren hatte.

Seine kleinen Eitelkeiten wurden da mit in den Kauf genommen, wenn wir auch manchmal über seine dichterfürstlichen Allüren lachen mußten.

Zum Beispiel eines Tages, als er nach der Lektüre meiner soeben konfiszierten Rippernovellen voll wohlwollender Würde bei mir eintrat und mit der Geste einer Majestät, die einen Orden verleiht, mir einen alten abgeschabten hölzernen Federhalter überreichte, mit den in feierlichem Ton ausgesprochenen Worten: „Strindbergs Feder!" —, um gleich nach dieser Zeremonie des Ritterschlages über die Zeichnung Munchs für das Strindbergbuch zu nörgeln und meinen Einwand, daß das

---

7. Schleich: Zwei Chemiebücher im Pensionat geblieben.
8. Entsch: Daß er druckt.
9. Blumenthal-Manuskripte abfordern.
10. Kühling: Herrn Bengts Gattin an Blumenthal.
11. Adlercreutz: Wechsel.
12. Harden. Die Hemsöer Brahm. Die Kameraden: (Kühling) Lautenburg" usw.

Wie man sieht, etwas reichlich bemessen, da es sich um freiwillig geleistete Beihilfe handelte! Kein Wunder, daß er's anderen gegenüber durch das Märchen zu entschuldigen suchte, ich sei sein „Angestellter!"

Bild sowohl charakteristisch wie ähnlich sei, damit zu beantworten: „Ich pfeife auf die Ähnlichkeit! Es muß ein stilisiertes Dichterporträt sein! Wie die Goetheschen! Das hätte er empfinden müssen!“ —

Er nahm also das Heft „selbst“ in die Hand!

Lautenburg hatte definitiv die drei Einakter: „Gläubiger“ — „Vor dem Tode“ und „Herbstzeichen“ als erstes Programm angesetzt.

Mit Entsch wurde ein Vertriebsvertrag gemacht, wodurch er die fünf Stücke: „Mit dem Feuer spielen“ — „Vor dem Tode“ — „Gläubiger“ — „Herbstzeichen“ und „Das Band“ übernahm und in Druck gab*).

Doktor X. hatte auch einen Verlag aufgetrieben, der es übernehmen wollte, die sieben Einakter zu drucken (Bibliographisches Bureau, Berlin). Die übrigen Stücke zirkulierten bereits bei den berliner Theatern, das heißt, sie lagerten bei deren Dramaturgen und wurden nicht gelesen. Für den Anfang war also gesorgt!

Den „Gönnern“ ging er nicht mehr aus dem Wege. Mit Brahm, Schlenther, Hartleben und anderen traf er gelegentlich in der „Künstlerklause“ zusammen. Auch Th. Wolff gehörte zu seinen persönlichen Freunden.

Nebenbei wurde das „Schwarze Ferkel“ entdeckt.

Einige Häuser weiter in der Neuen Wilhelmstraße, Ecke Unter den Linden, existierte damals

---

*) Den Vertrieb dieser Übersetzungen hat heute die Vertriebsstelle des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller.

eine kleine Probierstube. Über der Tür baumelten an eisernen Ketten drei schwarze ausgestopfte Weinsäcke. Die fielen Strindberg auf. Er trat ein. Und da der Besitzer ein Lager von angeblich neunhundert verschiedenen Schnäpsen hatte, anfangend mit schwedischem Punsch und mit japanischem Reiswein aufhörend, so war es nicht schwer, darunter den ziemenden Stoff herauszufinden!

Man aß und trank zu leidlichen Preisen, in den winzigen kleinen Zimmern, rechts und links vom Büfettzimmer. Frische Austern waren auch zu haben. Der Wirt schien zum Herbergsvater fahrender Dichtersleute wie geschaffen und akzeptierte ohne Widerstand die neue Firma: „Zum schwarzen Ferkel", die ihm aufoktroyiert wurde. Seine Frau war liebenswürdig, hübsch, schlank und blond. An allen Wänden lagerten, bis unter die Decke, Flaschen von den phantastischsten Formen und Farben. Selbst das Fenster wurde von Flaschen derartig blockiert, daß der Sonnenaufgang nur durch den Spiritus wahrgenommen werden konnte! Am ersten Abend wurde die Gitarre Strindbergs hingebracht, und jetzt hatte er in Berlin einen Winkel, in dem er sich behaglich fühlen konnte. Und wir hatten, im Zentrum der Weltstadt, einen Treffpunkt, wo das große Publikum nicht hinkam, und der absolut musikfrei war, außer wenn wir selbst loslegten. Und das war nicht immer zum Anhören!

Außer den alten Freunden, aus der Friedrichshagener Zeit, zu denen auch Dehmel und Schleich

hinzukamen, gaben zunächst Mitglieder des Pensionats Gastrollen. Mit Ausnahme von Stucken, der auch dort wohnte. Er war fast ebenso schüchtern und zurückgezogen wie Strindberg. Und zwischen den beiden kam also gar kein Kontakt zustande. Das einzige Mal, wo die zwei sich eingehender miteinander befaßten, gab Stucken Strindberg, beim Tee, eine Charakteristik von Kainz, „von dem er viel gelernt hatte", und trug ihm, um das zu beweisen, „Das Hexenlied" von Wildenbruch ganz meisterhaft vor.

Zu den Skandinaviern kam Strindberg naturgemäß in engere Beziehung, insbesondere zu den Norwegern beiderlei Geschlechts, schon aus dem Grunde, weil sie keine Schweden waren. Die jungen Norwegerinnen waren schön und voller Liebreiz.

Aber er war soeben der „Gefangenschaft" bei Frau „Blaubart" entronnen! Er war noch vorsichtig. Die Angst vor der Frau steckte ihm noch in den Knochen! Der „Weiberhasser" übte aber selbstverständlich schon als solcher eine große Anziehungskraft auf die jungen Damen aus, die den „Haß" nur als Versuch, sich interessant zu machen, auffaßten. Sie kamen ihm also mit offenen Armen entgegen, und zwar nicht nur, um ihn als Dichter zu managern.

Inklusive der Episode „Blaubart" erlebte er denn, im Laufe eines halben Jahres, ganze fünf Romane, die damit endeten, daß der kaum Befreite wieder in die heilige Ehe eingefangen wurde.

Diese paar Monate, die zwischen seinen beiden Ehen lagen, waren für seine Weiterentwicklung von großer Bedeutung. Er, der Hasser, der Götterlästerer, der Zerstörer alter Ideale, — schloß da mit dieser Sturm- und Drangperiode seines Künstlertums ab, machte einen vergeblichen Versuch, sich noch einmal in jugendlicher Freiheit auszutoben, um sich dann, fluchtartig, wieder unters Joch zu begeben und, durch die zweite Ehe, den Weg nach dem Inferno und nach Damaskus zu betreten.

Freilich, der jugendliche Übermut bei Strindberg hatte einen ganz besonderen Beigeschmack! Sein Mißtrauen, — die Ungerechtigkeiten, die er gegen andere begangen hatte, — das Bewußtsein, sie beleidigt zu haben, — die Furcht vor ihrer Rache, spielten da stets mit! Seine Phantasie ging da immer mit ihm durch! Imstande, für einen Freund das Letzte herzugeben, bedurfte es nur eines Traumes, und er glaubte von jenem das Schlimmste erwarten zu können und ging aufs Schärfste gegen ihn vor!

Nach seiner Flucht aus Friedrichshagen, unter dem Eindruck der Annahme seiner Stücke und in der Hoffnung, aus eigener Kraft existieren zu können, gelang es ihm für kurze Zeit die Wahnvorstellungen zu bezwingen. Er konnte dann von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit sein, aber stets unter Wahrung der Würde.

Zu den Norwegern, die mit ihm im „Ferkel" verkehrten, gehörte auch Eduard Munch. Er hatte

soeben, auf Einladung des Vereins Berliner Künstler, seine erste Kollektivausstellung in Berlin veranstaltet und die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in höchstem Maße auf sich gelenkt, da, wie bekannt, seine Ausstellung, nach einiger Tage Dauer, von seinen Gastgebern schnöde geschlossen wurde und die Presse ihn, mit großem Eklat in Schutz nahm. Er malte das Porträt Strindbergs für seine noch vor Weihnachten beabsichtigte Sonderausstellung, die im Equitablehouse stattfinden sollte.

Eine junge Norwegerin, lang, schlank, dunkel und glutäugig, die in unserem Pensionat wohnte, sollte auch von ihm verewigt werden. Zunächst wollte er sie zeichnen, und das konnte natürlich nur im „Ferkel" vor sich gehen.

Die junge Dame kam auch hin, von zwei baumlangen norwegischen Leutnants in Zivil eskortiert. Strindberg war auch da, klimperte auf der Gitarre, schlürfte seinen Punsch, rollte sich Zigarette nach Zigarette und hielt die ganze Gesellschaft bei bester Laune.

Die Schöne lächelte und ließ sich gnädigst von ihm den Hof machen. Munch nahm sein Skizzenbuch und fing an zu zeichnen. Die beiden Norweger waren schon vorher Feuer und Flamme. Sie selbst aber hatte nur Augen für den berühmten „Weiberhasser", dessen Haß so liebenswürdige Formen annehmen konnte. Material zu brennbaren Stimmungen war also zur Genüge da.

Munch zeichnete und zeichnete, konnte aber von ihren feuchten dunklen Augen nicht loskommen und brachte also ein Gesicht zustande, ohne Konturen, bloß Augen, Nase und Mund! Und der Mund lächelte immer einem anderen zu! Schließlich gab er den Kampf auf. Gegen die Dichtung, die, an dem Abend, alle Karten auf Hand zu haben schien, konnte die Malerei nicht aufkommen! Er verschob denn die Sache auf eine günstigere Gelegenheit, — d. h. bei ihm für immer, — klappte sein Skizzenbuch zusammen und ging.

Die beiden Leutnants, bis über die Ohren verliebt, nahmen aber den Kampf auf, jeder in seiner Weise.

Der eine laut, etwas großtuerisch, aber warm und ehrlich, und ohne die geringste Beachtung zu finden! Er verfiel denn in eine stetig zunehmende stille Wut, die kein Alkohol auf der Welt dämpfen konnte!

Der andere, sonst der begünstigte Verehrer, nahm es mit Humor auf, von dem berühmten Dichter ausgestochen zu werden, in der sicheren Erwartung, doch zum Schluß der Ritter der Herzallerliebsten verbleiben zu dürfen.

Die holde Schöne machte sich ein Vergnügen daraus, sie zu quälen, freute sich ihrer Eifersucht und trieb die Koketterie bis ans Äußerste.

Strindberg intriguierte, berechnete, konstruierte und kombinierte, und als der Abend alle wurde, sah er sich als bevorzugter und einziger Inhaber des von allen so heiß begehrten Liebespfandes:

des rotseidenen Taschentuchs der holden Schönen. Das war aber auch alles, was er erreichte.

Am folgenden Morgen lag er noch im Bette, das rote Tuch zärtlich an die Brust gepreßt, und den Rest des Romans längst im Traum erledigt! Er hatte also die feste Überzeugung, ganz Norwegen gegen sich aufgebracht zu haben und zur Genugtuung verpflichtet zu sein.

Er war denn auch gar nicht angenehm überrascht, als die beiden Leutnants bei ihm eintraten, und hielt sich bereit, eine Forderung in Empfang zu nehmen. Über eine harmlose Neckerei wegen seiner gestrigen Donquichotterie kam es aber nicht hinaus. Trotzdem war Strindberg von der Unabwendbarkeit eines Duells fest überzeugt, machte aber noch kein Testament!

„Ich werde mich mit dem S—e schießen müssen!" sagte er, als sie fort waren. „Denn ich weiche ihm nicht! Ich bin der Stärkere! Und das rote Tuch behalte ich als Siegespfand!"

Gleich wurde er aber anderen Sinnes, je nachdem der Kater sich legte.

„Nein, so fein, wie ich's in der Phantasie erlebt habe, kann's nie und nimmer in der Wirklichkeit werden! Den Roman ‚Das rote Tuch' werde ich schreiben! Aber ich werde ihn nimmer erleben! In den grünen Sack mit dem Zeug! Ich breche ab! Ich trenne mich von den Leuten! Ich gebe die Freiheit nicht auf! — Wo kann ich in Ruhe arbeiten? — Wo soll ich hinreisen?"

„Nach Weimar," sagte ich mechanisch. Denn

die Musenstadt an der Ilm hatte ich in der besten Erinnerung als ruhige Arbeitsstätte.

„Schön! Fahren wir hin!“

Er griff zunächst die Idee mit Begeisterung auf. In Weimar wäre er vom Trubel der Weltstadt fort und hätte die Ruhe zum Arbeiten! Ich redete ihm zu. Denn ich hielt ihn noch für einen Mann, der für sich allein leben könnte, wenn er nur erst dazu käme! Seine Briefe aus Weimar belehrten mich allerdings eines anderen! Aber erst, als es schon zu spät war!

Ich übernahm dann auch gern, während seiner Abwesenheit seine Angelegenheiten in Berlin zu überwachen! Das ließ sich mit meiner Zeit und meiner eigenen Beschäftigung noch vereinigen! Aber ihn immerfort räumlich nahe zu haben, täglich und stündlich seine Stimme hören zu müssen, das war nicht mehr auszuhalten!

Dem Schicksal entging ich aber doch nicht! Er zog hinter mir her, wo ich auch hinzog, — nach dem Lindenhotel, — nach Sellin auf Rügen, — nach der Albrechtstraße! Ich war heilfroh, als es schließlich zum Bruch kam und die Geschichte endlich aufhörte!

Zunächst ging's also nach Weimar.

Der Koffer, der inzwischen von Friedrichshagen nachgekommen war, wurde gepackt, das Kursbuch studiert und der Wagen bestellt.

Da trat der finnische Dichter Tavaststjerna, eben in Berlin angelangt, ein. Er war enttäuscht, seinen alten Freund Strindberg nur auf Minuten sehen

zu können, aber tröstete sich, als er das Reiseziel zu wissen bekam.

„Da steigen wir in Weimar auf ein paar Tage aus und besuchen dich. Wir sind nach Italien unterwegs! Das paßt ja gut!"

Und so war die Freiheit hin, ehe sie gewonnen wurde! Und ein neuer Roman keimte in der nächsten Zukunft für den, dem er entfliehen wollte! Denn Tavaststjerna hatte seine Frau mit! Und die Frau war liebreizend und schön!

Die Reise war beschlossen, und nach einer Stunde reisten wir ab. Ich, als alter Weimaraner, reiste mit auf einen Tag, um nach dem Rechten zu sehen, quartierte ihn im Hotel „Erbprinz" ein, half ihm ein Privatlogis, das er aber nie beziehen sollte, aussuchen und reiste nach Berlin zurück, um an meine eigene Arbeit zu gehen.

Lange dauerte die Ruhe nicht. Er war ein eifriger Briefschreiber und schickte mir aus Weimar eine ganze Reihe von Briefen, von denen einige schon den Helden des „Inferno" in seiner ganzen Hilflosigkeit zeigen.

Aus Berlin hatte er zunächst keine guten Nachrichten erhalten.

Lautenburg verschob die Vorstellung, auf die Strindberg große Hoffnungen setzte.

Am 5. Dezember 1892 schrieb mir Strindberg daraufhin aus Weimar:

4. „Paul Bruder!

Alles marschiert ja, aber wie könnte man einen Direktor zu einer ersten Vorstellung bewegen? Das ist der Witz!

Im übrigen finde ich, man müsse auf viele Karten setzen, alle Theater besetzen und sie dann um die Wette laufen lassen. Der große Trumpf ist ‚Das Geheimnis der Gilde,‘ das entweder gedruckt oder in schöner Abschrift, schön gebunden, dem Schauspielhaus eingereicht werden müßte.

Blumenthal dürfte nicht auf weiteren Stücken sitzen! Wird ihm was geboten, muß es bedingungsweise geschehen, so, daß er kein neues Stück erhält, ehe er nicht die zwei, die er bekommen hat, gespielt hat.

‚Die Leute von Hemsö‘ müßte dem Berliner Theater angeboten werden, und dann Wallner, wenn er aufersteht.

Ich bin jetzt regelmäßig ohne Mittagessen (sechs Gerichte), das ich trotzdem bezahle!

Trinke mein Abendbier im Elefanten, wo ich mich wohlfühle. Wundere mich andauernd, daß ich als Weinhasser in einem Weinhotel wohne und als Stadthasser in einer Stadt! Gott will es wohl so, aber ich will nicht länger und fühle mich wie in einer Marterkammer.

Soviel ist wenigstens gewonnen, daß alles, was ich in Berlin nicht selbst ausrichten konnte, von Dir besorgt worden ist.

Vergiß nicht, bitte, die Druckerlaubnis an Entsch!

Daß alles mit Klammern gedruckt wird und mit einem Stern zur Fußnote: ‚Kann bei der Aufführung ausgeschlossen werden.' Auch Korrektur!

Wer ist jetzt Besitzer des roten Tuchs?

Frau T. verwischte vollständig die Erinnerung an Frl. L.

Freundlichst

August Strindberg."

Am selben Tage kam noch folgender Brief von ihm an:

5. „Weimar, 5. Dez. 1892,
5.30 nachmittags.

Paul, Bruder!

Nach Besuch im Park, den ich gut, obwohl zu klein fand, ging ich nach Hause nach dem Hotel und fror.

Legte mich zu Bett. Blieb ohne Mittagessen, wie ich voraussah, da ich mich nicht zwingen kann, mit einem Hotelwirt, drei Kellnern im Frack usw. zusammen zu sein.

Lag bis jetzt 5.30 ausgehungert, erfroren. Mit zunehmendem Starrkrampf (aus Angst), daß ich in diesem Zimmer verhungern und erfrieren werde, wegen Unfähigkeit auf den Knopf der Klingelleitung zu drücken und zu sagen, was ich wünsche.

Das wußte ich aus Erfahrung im voraus.

Die Panik vor der wachsenden Rechnung paralysiert mich!

Noch in Berlin zu betteln, nachdem ich ohne Abschied gereist bin, wäre umsonst und ekelt mich!

Weimar war eine Katerphantasie!

In Dresden hätte ich Geschäfte machen und Freunde bekommen können. In Prag do. Und in Wien kann ich von Frau Prager ‚Das Band' und ‚Feuerspielen' übersetzen lassen und sie als Matinee geben. Da habe ich Neue Freie usw. und viele Bekannte.

Da kann ich wenigstens nicht verhungern. Und Italien südlich davon!

In Weimar ist nichts zu machen, denn ich kann nicht auf Reisen arbeiten. Darum schaffe [??] hundert Mark. Begegne mich in Dresden und bitte Frau von Borch, entweder da zu sein, oder meine Ankunft dem Pierson zu annoncieren.

Wir nehmen da gleich ein Hotel garni und reisen dann weiter.

Noch zwei Tage halte ich hier aus, aber nicht länger.

Eiligst freundl.

August Strindberg."

Und dann:

6. „Weimar, 6. Dez. 1892.

Paul, Bruder!

Es wäre schon möglich, hier zu wohnen,

5*

in zwei möblierten Zimmern und in Gesellschaft, aber nicht im Hotel.

Meine Angst hier ist völlig berechtigt. Ich erinnere mich, von deutschen Gesetzesbestimmungen gehört zu haben, die denjenigen zu Gefängnis verurteilen, der Zimmer im Hotel nimmt, ohne bei erster Anforderung die Rechnung bezahlen zu können!

Wenn der Wirt den Bettelartikel der Zukunft in die Hand bekäme!

Ich ärgere mich, weil ich mich zu dieser Sache verleiten ließ und nicht meinem Instinkt gehorchte, der stets recht hat. Hoffe auf baldige Befreiung!

Sende, wenn Du sendest, oder (bringe wenn Du) die Möglichkeit siehst, herzukommen, alles aus Friedrichshagen.

Jetzt male ich.

Wie ging's mit dem roten Tuch?

T.s Frau ist für meine Ruhe gefährlich! Neue Liebe! Die alte verfluchte Liebe!

Kann H. nicht angepumpt werden?

Vergiß nicht, Entsch um Korrektur zu bitten!

Danke für Deinen Brief! Du Briefschreiber ersten Ranges!

Mac Carthy grüßt Dich heute, hat aber noch nicht gelesen.

Dein Freund
August Strindberg."

T. und Frau waren nach Weimar gekommen, daher der Umschwung in der Stimmung!

Strindberg, verliebt, las ihr „Herbstzeichen“ vor und versprach ihr, daß sie in Berlin die Rolle der Rosa spielen sollte.

Das nächste Bulletin aus Weimar lautete:

7. „Paul, Br.!

Finnland abgereist! Trennungsschmerz! Alles wieder da! Paralysie generale! Ganz wie früher. Hungertod in Sicht. Ein Roman zweier Tage in der Wirklichkeit! Unglaublich angenehm, interessant; Kampf der Gehirne und der Männer! Neue Liebe! Vollständige Liebeserklärung in Gegenwart des Mannes! Jalousie, alles!

— — — — — — — — — —

Laß mich von hier loskommen, zum Donnerwetter!

Freundl.

Aug. Sg.

Weimar, 7. Dez. 1892.“

Geld wurde ihm telegraphisch gesandt*), reichte aber nicht aus, das Fazit des neuen Romans zu begleichen. Am 8. Dezember 1892 schrieb er also:

8. „Stand gepackt fertig mit Wagen und Bagage. Großer Skandal, als die Rechnung

---

*) 124 Mark 15 Pfennige, die nach einer gewaltigen Finanzoperation unter Mitwirkung von sieben „Geldleuten“ zusammenkamen, von denen keiner daran dachte, Strindberg nachher den Offenbarungseid abnehmen zu lassen! Ganz gegen die Sitte der üblichen berliner „Sechsdreiermäzene“!

bezahlt werden sollte und dann — kein Reisegeld!

Weil ich drei Tage lang kein Mittag gegessen hatte, stieg die Rechnung so — daß sie bezahlt werden konnte, aber die Reise nicht!

Also! Bis das Geld kommt, ist die Rechnung wieder gewachsen!

50 Mark morgen mittag und ich bin wieder in Berlin.

Freundl.

Aug. Sg."

Es war nicht leicht, noch diese Riesensumme in Berlin für Strindberg aufzutreiben, ohne seine Lage zu offenbaren, aber schließlich gelang es, und er konnte Weimar verlassen. Dresden hatte er aufgegeben. Frau von Borch hatte sich bereit erklärt, hinzukommen, um ihn bei Pierson einzuführen. Und das war genug, ihn von der Reise abzuhalten.

Er hatte sich sowohl in Friedrichshagen als in Berlin geweigert, sie zu sehen. Denn auch durch sie war Geld für ihn eingegangen, wie durch Harden. Und er genierte sich! Weder Harden noch ihr hat er begegnen wollen.

Er fuhr also nicht nach Dresden, sondern telegraphierte mir seine Ankunft in Berlin.

Dort im dritten Stock des Hauses Potsdamer-Straße 27a, wo damals das Bierhaus von Printz war, mietete er eine Dublette. Das Haus lag etwas zurück von der Straße. Und die Pots-

damer-Straße hatte noch nicht ihren alten Charakter einer vornehmen Wohnstraße eingebüßt. — Die wundervollen alten Bäume waren noch nicht unter den Äxten der Verkehrsfanatiker gefallen. Der Straßenlärm und Staub drang nicht so ungeniert in die Wohnungen ein, die aber schon anfingen, sich immer mehr in Geschäftslokale umzuwandeln.

Aus dieser Zeit mag noch folgender Brief angeführt werden:

9. „Berlin, 22. Dez. 1892.

Guter Paul!

Soeben bekam ich das Manuskript des ‚Geheimnis der Gilde' von Brausewetter und gehe gleich zu Fontane damit. Aber Du, such, bitte, vor Abend, noch Kühling auf und nimm meinen Vertrag, lies, ob drin Verlag steht!

Weiter: Wie heißt Wasenius mit Vornamen (und Adresse), der Ouverture und Entreaktsmusik gemacht hat?

Du, Paul, warum hat Marschalk ein anderes Porträt ausgestellt als das akzeptierte? Ist's eine Marholmiade? Frag?

Brief von Tavaststjernas heute. Sie kommen im neuen Jahre!!! Hm!

Nachdem dies geschrieben ist, gehe ich nach dem Ferkel und sitze da, erwarte Dich. Residenz, Kameraden??

Dein Freund

August Sg."

Lange hielt es Strindberg in der Potsdamer-Straße nicht aus. Anderthalb Monate arbeitete er dort mit seiner Chemie.

In die Zeit fiel sein bis dahin größter Erfolg in Deutschland.

IV

Das Strindberg-Buch. Strindberg als Vorleser. Gläubiger

Freunde Strindbergs planten eine Kundgebung für ihn in Schweden, wo man ihn in der Öffentlichkeit gehässig behandelt hatte.

Am geeignetsten schien es, eine Publikation von außerschwedischen literarischen Kapazitäten zu veranstalten, um dem schwedischen Publikum zu zeigen, daß man, draußen in der Welt, sich ein ganz anderes Bild von ihm machte als das von der schwedischen Presse übermittelte.

Treibende Kräfte bei der Angelegenheit waren Graf Birger Mörner, damals stud. jur. in Lund, und der Dichter Gustaf Fröding, Redakteur der „Karlstadstidningen" in Karlstad (Prov. Wermland).

Björnson, Drachmann, Georg Brandes, Garborg, Knud Hamsun, Jonas Lie, Anton Nyström, Gustaf Fröding, Justin Mac Carthy, Laura Marholm und andere erklärten sich auf Anfrage sofort zur Teilnahme bereit und sandten Beiträge.

In ganz Schweden war aber für diese illustren Namen kein Verleger zu finden! Strindberg war von der öffentlichen Meinung in Bann getan! — Jene Berühmtheiten wollten ihn am Ende wieder emporloben, und das ginge nicht! Das Gespenst, womit man unartigen Kindern bange machte, mochte man sich nicht nehmen lassen!

Schließlich, nachdem die Druckkosten gesichert waren, gelang es Fröding, den Verleger seiner Zeitung zu veranlassen, das Buch in Distribution zu drucken. Später, als es fertig wurde, weigerten sich die Buchhändler, es zu nehmen, die Presse ignorierte es, das Publikum bekam es kaum zu sehen, und heute ist es wohl verschollen!

Strindberg selbst wurde natürlich von den Veranstaltern gefragt und interessierte sich sehr für die Publikation.

Ich wurde gebeten, als Vertreter der jüngsten Dichtergeneration einen Beitrag zu geben, und sagte auch zu. Daraufhin schrieb mir Strindberg am 27. Dezember 1892:

10. „Wenn Du im Strindberg-Buch über Sg. schreibst, wäre nicht da etwas aus der ‚Fräulein Julie'-Vorstellung zu machen! Mit Auszügen aus der Schlentherschen Vorlesung! Ein paar Worte über Rittner und Bertens! Die Strindberg-Schauspieler! An Reicher erinnern, der mit dem ‚Vater' berühmt wurde. Vielleicht kräftige Auszüge aus Frau Lauras ‚Meister vom Norden!' (Das Beste, um die

Leichenfrau zu ekeln!) Parallele Ibsen! Ein paar Worte über ‚Solneß' und ‚Geheimnis der Gilde'. Ein wenig Friedrichshagen, nicht boshaft, einige Porträts, P—y, Ola H—n (nicht die Frau) ihn wieder aufrichten auf Kosten der Frau, und gegen das schandbare Schweden, gegen Geijerstam! Was? —"

Es konnte selbstverständlich nicht davon die Rede sein, mir Inhalt oder Tendenz meines Beitrags irgendwie vorschreiben zu lassen! Ich steuerte eine Studie über die „Gläubiger" bei, welches Stück, noch vor Erscheinen des Strindbergbuches, in Berlin aufgeführt wurde. Allerdings erst nach langem Warten, an dem die berliner Zensur nicht ganz unschuldig war! Strindberg gab sogar schon alle Hoffnung auf und wollte von Berlin fort. Am liebsten nach Norden! Und da gab's für ihn nur Finnland, das er noch als Neuland betrachten konnte! Vielleicht spielte da die Sehnsucht nach den Kindern mit, die mit der Mutter nach Helsingfors übersiedeln wollten! Jedenfalls plante er noch vor Weihnachten in allem Ernst die Reise dahin.

Ein finnischer Verehrer seiner Künstlerschaft war der glückliche Besitzer einer Villa in naturschöner Lage, am Wasser, außerhalb der Stadt Tammerfors. Da wollte Strindberg hin. Auf diesen Reiseplan bezieht sich folgender Passus in seinem oben erwähnten Brief vom 27. Dezember 1892:

10. „Wenn D. reagiert, könnte man ihn wissen lassen: Strindberg hat in Berlin das und das

erreicht und gute Aussichten! Braucht bloß Zeit, aber eine Zeit, die ihm unausstehlich werden kann! Du, — D. und finnische Freunde könnten ihn nach der Villa in Tammerfors einladen und ihm Kredit geben, bis er klar ist! Als Ersatz, was? Strindbergs Aufgabe wird: finnische Landschaften zu besehen, die er nachher in den ‚Schwedischen Geschicken und Abenteuern' benutzen wird, usw. Was? Meine Lage hier ist nunmehr unausstehlich, und ich will hin. In acht Tagen bin ich fertig!

Wenn Fontane zögert, gehe ich zu Cotta-Lehmann.

Entsch' muß, wenn ‚Das Band' gedruckt ist, sofort nach dem Ausland versenden! ‚Feuerspielen' und ‚Band'! Kleinigkeiten verlohnt sich nicht!"

Die „Leute von Hemsö" waren inzwischen von Lichtenstein übersetzt und Otto Brahm zur Lektüre gegeben.

Ich hatte in der Angelegenheit eine Unterredung mit Brahm, der damals in der Wilhelmstraße über den Hof wohnte und an seiner Stauffer-Bern-Biographie arbeitete. Die Redaktion der Zeitschrift „Freie Bühne" hatte er schon abgegeben, war aber noch Vorstand des Vereins und bereitete die Erstaufführung der „Weber" vor.

Still und wortkarg wie immer empfing er in dem dunklen, einfach möblierten Zimmer, dessen am meisten ins Auge fallender Gegenstand ein altes, auf einen Tisch gelegtes Schreibpult war.

Er war nicht sehr entzückt von der Idee, ein schwedisches Volksstück durch Vermittelung der Freien Bühne zu geben, auch nicht, wenn es von Strindberg war. Er erklärte sich aber bereit, es zu lesen, und mit Rat und Tat zu dienen, um zu helfen, es bei den stehenden Bühnen Berlins unterzubringen. Allerdings beeilte er sich nicht mit der Lektüre.

Strindberg wurde ungeduldig.

Am 28. Dezember 1892 schrieb er mir:

11. „Lieber Paul!

Leere den Kelch, bald geht er zur Neige, und schreib an Brahm unter Hauptmanns Adresse (Kühling kennt sie!) und verlange die ‚Hemsöer' zurück in der höflichen Voraussetzung, daß er sie gelesen hat! Ich suchte B. heute auf. Noch nicht zurückgekehrt! — — —

Was macht die Zensur der Gläubiger?

Laß Lichtenstein Mörner bekommen? Ich hatte einen Brief an L. fertig, wollte ihn Dir aber erst zeigen, weil ich ein wenig gelogen hatte!

Kater noster qui est in coelo!
Besitze jetzt 35 Pfennige!

Meine Aussichten glänzend, die Situation aber verzweifelt wie immer!

Dein Freund
Strindberg."

Gleichzeitig mit dem Briefe Strindbergs ging ein Brief Brahms aus Frankfurt am Main ein, nebst dem Strindbergschen Manuskript. Ich gebe ihn ungekürzt wieder:

„Sehr geehrter Herr Paul!

Anbei gebe ich mit bestem Dank das Stück des Herrn Strindberg zurück. Eine geeignete Bühne vorzuschlagen, ist recht schwer, denn Freiheiten, wie die der Hebeamme, werden an den volkstümlicheren Bühnen nicht geduldet, und so bleiben nur das Residenztheater und das Lessingtheater übrig, in deren Repertoire es sich aber auch nicht recht einfügen dürfte. Eine Äußerlichkeit scheint mir übrigens sehr wichtig, wenn Herr Str. (den ich bestens zu grüßen bitte) das Stück einreicht, daß er auf das Titelblatt ‚Volkskomödie' oder dergleichen setzt; der Lesende wird dadurch auf den heiteren Ausgang vorbereitet, und das ist besonders wesentlich, weil die ‚Leute von Hemsö' (der Roman) ganz anders ausgehen.

Es soll mich sehr freuen, wenn Herr Str. das Stück anbringt, aber große Hoffnungen habe ich nicht! Und ich glaube, daß man ihm einen besseren Dienst erweist, wenn man ihn vor Enttäuschungen bewahrt, die so individuell selbständigen Werken gegenüber unausbleiblich sind, bei deutschen Bühnen, als wenn man ihn der Illusion überläßt, daß der Weg

auf unsere Theater für ihn ein in nächster Zeit aussichtsreicher sein dürfte.

Wie gesagt aber, wenn ich mich täusche, um so besser.

Ihr sehr ergebener

Otto Brahm."

Brahm täuschte sich. Allerdings nicht über das betreffende Stück, das auch bei Strindberg das Erbübel aller dramatisierten Romane aufweist und wohl nie auf dem Theater recht heimisch werden wird! Aber in der Sache selbst!

Denn kurze Zeit danach hatte Strindberg einen durchschlagenden Erfolg, und wenn trotzdem der ihm offenliegende Weg zur Beherrschung der Bühne nicht sofort „ein aussichtsreicher" wurde, so war's nicht der Fehler des Dichters, sondern des Menschen Strindberg, der, wie so oft, dem Dichter im Wege stand.

Ehe dies Ereignis, durch das er wenigstens künstlerisch festen Fuß in Berlin fassen konnte, eintrat, ließ er sich überreden, aus seinen Werken öffentlich vorzulesen, — etwas, was er früher nie getan hatte, und auch niemals wiederholte. Das kam folgendermaßen:

Der damalige Direktor der „Union deutsche Verlagsgesellschaft", Felix Lehmann, war auch Vorstand irgendeines literarischen Vereins — „Freier literarischer Verein" hieß er wohl auch, wie so viele andere! Strindberg verhandelte mit ihm wegen Übernahme des Verlags seiner Werke, —

mit dem einzigen Erfolg, daß L. sich anbot, ihn mit Drachmann bekannt zu machen, mit dem er auch verhandelte.

Man wollte bei Löwy, Unter den Linden, frühstücken. Munch, Gunnar Heiberg und ich wurden auch aufgefordert, und da fanden wir bald die Wotansgestalt des alten, ewig jungen Drachmann vor, heiter, lächelnd, — „was kostet die Welt"?!

Er erging sich sofort in Lobeshymnen auf Strindberg. Strindberg beantwortete die Artigkeit mit gleicher Münze. Ein jeder von ihnen schwur à tempo Stein und Bein darauf, daß der andere der größte Dichter der Welt wäre! Und dann tranken sie Brüderschaft und gestanden mit weitgehendster Offenherzigkeit, daß keiner auch nur eine Zeile von dem anderen gelesen hatte.

„Zum Teufel auch!" rief Drachmann. „Wir sind doch keine Karrenschieber! Wir haben das nicht nötig! Wir wissen auch ohnehin miteinander Bescheid! Wozu sind wir Dichter! Wozu haben wir Intuition?! Du, Strindberg, bist, bei Gott, der einzige Mann, der alles kann. Du sollst uns die große Komödie schreiben, die uns so hoch über uns selbst erhebt, daß wir über das Elend lachen können! Wozu in seinen Leiden wühlen? Das nützt nichts! Lachen darüber, lachen, das ist das einzige! Unsere berühmten Leiden, was sind sie anderes als fünfzig Prozent Phantasieprodukte? Daß einer von uns verhungern könnte, ist, hol mich der Teufel, eine Lüge! Leute wie wir kommen nie zu Geld! Aber wir kriegen immer das, was

wir nötig haben, um arbeiten zu können! Und solange es noch auf der Welt einen Juden gibt, der mir borgt, so will ich froh und guter Dinge sein! — — Zum Teufel mit allem Weltschmerz! Wir haben's immer gut, und Möglichkeiten sind auch immer da!

Ich hätte zum Beispiel, in Hamburg, dänischer Konsul werden können! Aber da kam die Cholera! Und wo die grassiert, da soll der Teufel Konsul sein! Nach Hause gehe ich aber trotzdem nicht mehr! Die Königin hat mich auf die schwarze Liste setzen lassen, und da mußten alle Institutionen mit mir brechen, das königliche Theater voran!

Ich kam und ging beim Kronprinzen, so oft ich wollte, und er bei mir, und wir waren gute Freunde! Aber dann betrank ich mich und sagte etwas, was ich lieber nicht hätte sagen sollen, und so war's auch da aus!

Königliche Hoheiten sind nichts für uns! Und doch sehnen sie sich danach, mit uns Künstlern verkehren zu dürfen, denn wir, dämonische Naturen, verstehen es, auf sie einzuwirken, und sie langweilen sich ganz verflucht. So ein Prinz kann ja nicht ausgehen und sich betrinken, wie wir, und doch am Tage nachher ebensoviel gelten!

Ich segelte da monatelang mit dem Prinzen Waldemar! — Und dann gab ich ihm mein großes Buch — welches, kann egal sein, denn du (zu Strindberg) hast es selbstverständlich auch nicht gelesen!

‚Höre mal, Waldemar,‘ sagte ich ihm, ‚das sollst du lesen und sehen wie das Leben ist!‘

Und er las und wurde ergriffen und sagte mir dann: ‚Bist du auch sicher, Drachmann, daß es etwas gibt, so stark, so unwiderstehlich, — eine Passion, vor der alles andere zu nichts wird, — über die man alles andere vergißt?‘

‚Gewiß!‘ sagte ich.

‚Du bist ein gefährlicher Mann, Drachmann!‘ sagte der Prinz. ‚Es ist gefährlich, mit dir zu verkehren!‘

Drei Monate später hatte er sich in die Tochter seines Pförtners sterblich verliebt! Seine Frau reiste zu ihren Eltern, und die Königin schrieb mich auf die schwarze Liste, als den Verführer ihres Sohnes und der Jugend überhaupt!"

Alles lauschte schon aus dem Grund, weil Drachmann keinen zu Wort ließ, wenn er einmal anfing! — Aber auch, weil er amüsant vortrug!

Strindberg zupfte und kaute an seinem Schnurrbart. Munch und Heiberg lächelten ironisch, und Felix Lehmann bekam eine Idee!

So gut wie der erzählen konnte, das war was für seinen in Freiheit sterbenden literarischen Verein! Das würde massenhaft neue Mitglieder heranlocken!

„Sie müssen bei uns lesen, Drachmann!"

„Wenden Sie sich an Strindberg!"

Strindberg lehnte entschieden ab, und Lehmann erzählte ihm vergebens, wie schön es wäre, wenn der Dichter zu seinem Publikum in persönliche

Beziehung träte. Er vermied es aber, ihn nochmals direkt aufzufordern, um sich nicht eine nochmalige Ablehnung zu holen, und verschob es auf eine günstigere Gelegenheit.

„Am Ende machen wir einen skandinavischen Abend, wo alle nordischen Dichter, die hier sind, ihre eigenen Werke vorlesen?!"

Dann lud er die ganze Gesellschaft zum Diner bei sich ein — nach einigen Tagen.

Erst müsse nämlich die Premiere des Sudermannschen Stückes „Heimat", dessen Verleger er war, stattfinden! Zur Generalprobe müsse aber Strindberg kommen! — Er würde ihn mit Sudermann bekannt machen! Und Strindberg, der sonst niemals ins Theater ging, sagte zu und war auch bei der Probe anwesend, obwohl stark verkatert, oder vielleicht eben deshalb.

Am Tage nach der Premiere war das Diner bei Lehmann.

Fulda, Neumann-Hofer und Sudermann waren da, und außer ihnen der ganze skandinavische Kreis.

Sudermann, sehr müde und gelangweilt, aber im vollen Glanz seines schwarzen Vollbarts und vom Widerschein seines Premierenerfolgs sanft bestrahlt. Das Essen war gut, die Weine waren vortrefflich, die Stimmung danach.

Sudermann redete in wohlgesetzten Perioden an die nordischen Künstler und endete höflich mit dem schmeichelhaften Kompliment: „Vom Norden her kommt uns das Licht!"

„Das Nordlicht!" replizierte sein Busenfreund Neumann-Hofer. Und Drachmann stand auf und ließ à tempo sein Licht leuchten, in einer an die Frau des Hauses und das Weib überhaupt gerichteten Rede, die alles andere als die Kälte des Nordlichts empfinden ließ! Man biederte sich so allmählich an. Und schließlich hatte Lehmann dem nicht mehr so widerborstigen Strindberg das Versprechen abgerungen, mit Drachmann, Heiberg und anderen Skandinaviern in der Singakademie vorzulesen, — was er später schmerzlich bereute.

Er paßte gar nicht hinter den Vortragstisch, am allerwenigsten mit dem blendenden Improvisator Drachmann als Folie! Drachmann in Frack und Orden, lang und imposant, jugendliche Begeisterung über das gerötete, weißumrahmte Gesicht, geübt, öffentlich zu reden und bon mots aus den Ärmeln zu schütteln! Und Strindberg, dessen Gedächtnis sofort von dem Bewußtsein, öffentlich reden zu müssen, paralysiert wurde, und der sonst auch die kleinste Tischrede ablesen mußte! — Größere Kontraste konnte man sich kaum denken!

Drachmann hatte auch einen rauschenden Erfolg, während Strindberg, mit dem ihm gebührenden Respekt empfangen, sich, ohne das Publikum zu beachten, hinter den Tisch setzte, sein Manuskript aufklappte und sein Pensum mit müder, monotoner Stimme ableierte, wie ein Schuljunge das auswendig Gelernte mechanisch abhaspelt, während die Gedanken irgendwo weit draußen in Gottes herrlicher Natur weilen.

6*

Es war eine Sünde, diesen Menschen zu zwingen, sich wider seine eigene Natur zu geben! Aber was alles leistet sich nicht so ein „Freier literarischer Verein", um seine Überflüssigkeit darzutun? Strindberg hätte wohl, wie auch sonst, wenn's Not tat, sein Versprechen rückgängig gemacht! Aber er war bei Lehmann Gast gewesen! Und es wäre unhöflich, ein unter dem Siegel der Gastfreundschaft gegebenes Wort nicht einzulösen! Die Schweden werden eben viel zu höflich erzogen! „Die verfluchte Höflichkeit," pflegte Strindberg zu sagen, „man kriegt sie eingepaukt, und sie sitzt einem dann wie Religion im Körper und läßt nicht locker!"

Hoch und heilig schwur er aber, sich nie wieder in solche Gefahr locken zu lassen, als wir nach beendigter Schaustellung im Ferkel saßen, allwo die neunhundert Schnäpse lagerten! Und Vater Türke mußte die eine Lage Sekt nach der andern hereinschicken, ehe die Stimmung der Delinquenten wieder „ferkelehrlich" befunden werden konnte.

An dem Abend nahm auch Richard Dehmel am Ferkel teil.

Dehmels Bekanntschaft hatte Strindberg in effigie gemacht, im photographischen Atelier der Geschwister Marschalk in der Leipziger Straße, wohin Frau Marholm ihn zur Verewigung geschickt hatte, als sie noch für seine Unsterblichkeit sorgte. Dort stand als Reklame, blitzsauber retouschiert, die pechrabenschwarze, von unzähligen Schmissen tranchierte Fratze Dehmels. Es imponierte

Strindberg gewaltig, daß der Besitzer so vieler heldischer Narben auch ein Dichter, und gar ein lyrischer, war! Und die Neugier zog bald die persönliche Bekanntschaft mit dem „wilden Mann" nach sich.

Dehmel dichtete damals zwar nur im Nebenamt. Im Hauptberuf war er Versicherungsbeamter, führte sich brav, außer wenn er es nicht tat, wohnte in Pankow und kam auch oft hin.

An dem Abend im Ferkel ging der Teufel mit ihm durch! Er hatte von Przybyszewski zu viel Chopin zum Besten bekommen und war in überschwenglicher Stimmung, hielt Reden, improvisierte und gab ein Gedicht auf Strindberg zum besten! Gegen Morgen aber stieg er auf den Tisch, schwang seinen Stock um die wildbewegten Locken und fing an, alle neunhundert Schnäpse zu vertilgen —, in der einzig noch möglichen Weise, so, daß er alles kurz und klein schlug. Der Ferkelwirt hatte nicht oft solchen reißenden Abgang seiner Ware! Und dafür hatte er dem „Freien literarischen Verein" Berlins zu danken, der mit seiner Vorlesung so viel Zündstoff bei den Agierenden und bei ihren Seelenverwandten unter den Zuhörern angehäuft hatte! Das Gedicht gab Dehmel mir, mit der Ermächtigung, es zu publizieren. Was ich hiermit, wenn auch etwas verspätet tue, — nicht um ein Gedicht von ihm zu bringen, sondern um in dem Zusammenhang, in den es gehört, zu zeigen, wie ein junger deutscher Dichter damals Strindberg auffaßte. — Es lautet:

Ein Ewiger

Ich lag in einem dunklen Taxushain
und hatte Furcht . . .
Im Schatten vor mir saß ein Mann,
der war wie eine große nebelvolle Höhle,
in der ein riesenhafter Dachs der Urzeit
neue Welten träumte;
nur ab und zu
erhob er seine schweren Wühlerhände
durch das Gitter,
und mit grauen,
grausam traurigen Augen
griff er sich ein Menschenhirn zum Fraß.
Und über ihm, im Hintergrund der Höhle,
mit unendlich weichem,
kleinem stolzem Munde,
in einen grünen Sack gewickelt,
lag eine schöne geistesirre Frau gekauert,
die weinte über den traurigen Dachs.
Da hob der Mann
die starre Gottesstirne zu mir her,
darüber ihm die Haare
seidenfein und blond
in langen, wirren Wellen lagen,
als ob er eben aufgehört zu fliegen,
und seine scheuen Frauenlippen zuckten.
Ich aber sah hinauf,
wo durch den dunklen Taxuswald
der kalte blaue Himmel strahlte,
klar, weit, hoch,
und sah die Sonne um das Höhlengitter blitzen,

und eine Freude wie im Winter
verbrannte meine Furcht zu Funken,
die sprühten einen Namen in das Dunkel,
riesenhaft:
Strindberg ..."

* * *

Endlich kamen die „Gläubiger" frei von der Polizei. Die Strindbergvorstellung im Residenztheater war gesichert. Man fing an zu probieren. Der Verlag unterschrieb schließlich den Vertrag über die Herausgabe der sieben Einakter, zahlte das Honorar aus und fing den Druck an. Blumenthal, der immer noch nicht den „Vater" freibekam, nahm „Das Band" und „Mit dem Feuer spielen" an, und alles kam in Gang.

Am 22. Januar 1893 war die denkwürdige Premiere der „Gläubiger".

Man erwartete im Theater nicht viel von dem Stück. Bei der Leseprobe äußerten die Schauspieler ihre Bedenken gegen die drei Dialogszenen, aus denen das Stück besteht, und bezweifelten ihre Bühnenwirksamkeit. Bei der Generalprobe, wo Strindberg anwesend war, war man auch nicht ganz sicher und versprach sich jedenfalls mehr von den beiden anderen Stücken. Aber als der Vorhang bei der Premiere aufging, war das Publikum gleich gefangen. Rittner, die Bertens und Jarno (der in der Rolle des Gustav an dem Tage als Schauspieler „entdeckt" wurde) boten ein Spiel und brachten eine Aufführung von un-

beschreiblichem Schwung und einer Feinheit zustande, wie man sie seitdem nur in den seltensten Fällen in Berlin gesehen hat.

Ob das Publikum die gewaltige Tragweite des Stückes faßte oder nicht, vor der elementaren Kraft, die aus ihm spricht, waren sie alle vom ersten Augenblicke an hilflos! Und als der Vorhang fiel, brach ein Toben aus, daß das Theater dröhnte und Lautenburg wiederholt hervortreten mußte, um für den Dichter zu danken. Die Stimmung war so stark, daß das Publikum für nichts anderes zu haben war und die beiden kleineren Stücke fast ganz übersah.

Strindberg selbst war nicht anwesend.

Die Generalprobe hatte ihn verstimmt. Eine Niederlage wollte er nicht persönlich annehmen.

Er quartierte sich während der Vorstellung in einer der großen Nischen des Berliner Ratskellers ein. Und niemand durfte wissen, wo er war, außer im Falle eines Erfolges!

Dort versammelten sich also, nach der Vorstellung, alle, die zu ihm oder zur Aufführung in Beziehung standen. Da waren Brahm, Schlenther, Neumann-Hofer, Reicher, Lautenburg, Paul Block, die eigentliche Triebfeder der ganzen Vorstellung, und viele andere. Alles war ein Herz und eine Seele, und Lautenburg, freigiebig und nobel, lehrte sein Glas darauf, daß Strindberg noch in dieser Saison bei ihm mit dem Stücke wenigstens dreißigtausend Mark „machen" würde. Wogegen Strindberg nichts einzuwenden hatte.

Es kam anders!

Das Stück ging allerdings etwa siebzigmal hintereinander. — Mehr als zwei Monate en suite konnte also das Residenztheater sich den Luxus leisten, „literarisch" zu sein, — ein nie dagewesener Abschnitt in dessen Geschichte!

Es hätte es noch länger sein können. Aber Strindberg hatte dem guten Lautenburg die dreißigtausend Mark ernst genommen und hoffte wirklich auf goldene Berge von ihm! Denn der Ruhm des Stückes und dessen berliner Aufführung wuchs und verbreitete sich überall hin. Lautenburg wurde bald eingeladen, das Stück in Wien zu spielen. Und Strindberg, jetzt des Erfolges sicher, ließ sich nicht erst lange bitten mitzufahren, um wenigstens da persönlich die Ehren des Abends einzuheimsen! Das Billett war gekauft, die Koffer gepackt, der Tag der Abreise kam. Ich ging zu ihm in die Potsdamer-Straße, um Abschied zu nehmen.

Im Arbeitszimmer standen die Fenster offen. Der Schnee war während der ganzen Nacht hereingeweht und bildete ein langes Schneetreiben über dem Fußboden. Die Tür nach dem Schlafzimmer stand offen. Strindberg lag noch im Bett und empfing mich mit der Nachricht, daß er nicht nach Wien ginge. Er wäre mit Lautenburg auseinander.

„Warum?"

„Er hat mir das Fell über die Ohren ziehen wollen! Er hat mir das ganze deutsche Aufführungsrecht der ‚Gläubiger' für eine feste Summe

abkaufen wollen! Er wollte nicht länger Prozente geben! Und weißt du, was er bot?"

„Nun?"

„Dreitausend Mark! Gestern abend habe ich ja gesagt! Und schon heute früh schickte er mir das Geld her, ehe ich's mir noch überlegen sollte! Das war mir verdächtig! Ich schickte das Geld zurück und sagte: ‚Jener reiche Mann will mir Armen mein einzig Schäflein rauben!' Jetzt ist's aus!"

Und so war's auch!

Dreitausend Mark waren ja nicht viel für ein in Berlin erfolgreiches Stück! Und es war nicht hübsch, die Notlage des Autors ein wenig auszunutzen zu suchen!

Aber Theaterdirektoren sind Geschäftsleute, und Geschäftsleute haben ihre eigene Moral! „Geld ist Geld," denken sie in solchen Fällen. „Wer nichts hat, kann froh sein, wenn er auf einmal dreitausend auf den Tisch gelegt bekommt! Lautenburg hatte ihm gewünscht, in seinem Theater dreißigtausend Mark zu verdienen! Wenn aber einer einem anderen zehn Prozent von dem gibt, was er ihm bloß gewünscht hat, so ist's nobel! Und nimmt's jener nicht an, so geschieht ihm nur sein Recht, wenn er nichts bekommt! Basta!"

Der Bruch mit Lautenburg wurde auch in anderer Beziehung verhängnisvoll für Strindberg.

Am 25. Januar, also gleich nach der „Gläubiger"-Premiere, hatte mir Strindberg unter anderem geschrieben:

11\. „Block (Residenz) besuchte mich heute früh. Große Neuigkeiten! Er war im siebenten Himmel!

Die ‚Kameraden‘ werden jetzt gleich als Abendprogramm gespielt!

Geld, soviel ich will!

Der Direktor wird den schwedischen Botschafter einladen.

Montag sind wir, Du, ich, Munch, Heiberg, zu einer skandinavischen Soiree bei Fräulein Bertens eingeladen."

Nachdem Strindberg so schroff abgelehnt hatte, ihm die „Gläubiger" zu verkaufen, hielt Lautenburg nicht sein Versprechen, die „Kameraden" zu spielen. Seine freundliche Absicht, Strindberg bei der offiziellen Welt Schwedens zu managern, blieb natürlich auch unausgeführt, was weniger zu bedeuten hatte. Sie wäre wohl auch kaum nach seinen Wünschen ausgefallen.

Wie man Strindberg dort einschätzte, erhellt wohl einigermaßen ein Gespräch, das bei einem Diner des schwedisch-norwegischen Botschafters gleich nach der „Gläubiger"-Premiere stattfand, und das ich hier wiedergebe:

Leutnant Y. (Norweger, zum schwedischen Major und Militärattachée X.): Haben Sie die „Gläubiger" von Strindberg gesehen, Herr Major?

Major X. (kurz): Nein!

Leutnant Y: Wollen Sie nicht eine Aufführung besuchen?

Major X.: Von Strindberg? Nein. Das heißt:

wenn es ihm wirklich gelingen würde, den Koitus selbst auf die Bühne zu bringen, dann würde ich hineingehen, um mich aus eigener Anschauung zu überzeugen. Denn sonst würde ich es nicht glauben können.

Leutnant Y.: Gerade heraus gesagt, Herr Major, ich finde es merkwürdig, daß ihr Schweden so wenig Sympathie für Strindberg habt!

Major X.: Sie meinen!?

Leutnant Y.: Ja, und es ist geradezu ein Skandal und eine große Schande für die Schweden, daß sie ein solches Genie in derartigen Schwierigkeiten leben lassen!

Major X. (heftig): Wieso denn? Viele weit größere und bedeutendere Männer als Strindberg haben es viel schlimmer gehabt! Der Apostel Petrus zum Beispiel!

Leutnant Y. (schweigt. Der königlich schwedischen Militärtheologie ist er nicht gewachsen. Auch wurde es ihm schwer, sich Strindberg unter den Aposteln vorzustellen).

V

Aspasia. Verlobung. Ehe

Die „Gläubiger" wurden schließlich abgesetzt, das Geld floß spärlicher, und da Strindberg den größten Teil stets der Familie schicken mußte, war seine Geldnot, nach wie vor, chronisch.

Einige Freunde traten zusammen und verpflichteten sich auf einen gewissen Monatsbetrag, um ihn über Wasser zu halten. Strindberg zog nach dem billigen Hôtel garni, wo ich wohnte (Lindenhotel in der Kleinen Kirchgasse, nahe Unter den Linden). Während eines Vierteljahres stellte sich dort am Ersten jeden Monats einer der Freunde mit der Apanage ein. Die Monatsrechnung wurde bezahlt und der Überschuß ihm gelassen.

Das Zimmer war hell, hatte Morgensonne durch ein großes Mansardenfenster, dessen Nische groß genug war, um als „Schreibzimmer" eingerichtet zu werden.

Die Arbeitslust stellte sich ein. Er nahm seine Morgenspaziergänge wieder auf, und nach einer kurzen Siesta ging's dann gewöhnlich an die Arbeit, die aufgespeicherten Schätze des grünen Sacks aus der Skizzenform in endgültige Fassung zu bringen. Er fing einen großen Roman an, den er als die Fortsetzung seines soeben deutsch erschienenen „An offener See"*) bezeichnete. Über das erste Kapitel kam er aber nicht hinaus. Der Anlauf zum Schaffen, den er auf Grund des berliner Er-

*) „Am offenen Meer" in der Gesamtausgabe des Verlages G. Müller. Die ursprünglichen Titel mehrerer Werke sind leider in der Scheringschen Übersetzung abgeändert, ob mit Zustimmung Strindbergs, ist mir unbekannt. Jedenfalls aber wohl wegen der vorher publizierten, auch autorisierten Übersetzungen. So „Die Inselbauern" für „Die Leute von Hemsö", — „Frau Margit" statt „Herrn Bengts Gattin". Dasselbe Werk existiert also in zwei verschiedenen, ungleich betitelten, autorisierten deutschen Ausgaben.

folges nahm, blieb in den Anfängen stecken! Jahre sollten vergehen, ehe er, nach langen seelischen Leiden, wieder zu Sammlung und Ruhe kam.

Das Verhängnis lauerte schon an der Tür seiner Arbeitsstätte. — Der Weg nach dem „Inferno" mußte erst angetreten werden. — Anfangs verlockend, wie der Weg ins Gelobte Land und wenig von den Dornen verratend. Er blieb nicht lange an der Wegscheide stehen. Noch hatte er es in seiner Gewalt, sich die Freiheit zu wahren, — aber nur einen Augenblick! — Dann ließ er sich in Ketten schmieden, und der Kampf um die Freiheit konnte wieder von vorne beginnen. Eines Tages, als ich zu ihm hineinging, um ihm bei der Korrektur der Einakter zu helfen, fand ich ihn in einem Kopierbuch blätternd.

„Ich habe wieder die Geschichte meiner Ehe durchgenommen! Ein fünfzehnjähriger ununterbrochener Kampf war's!" sagte er und klappte das Buch zu. „Aber ich habe doch gelebt!"

Es war das Manuskript des „Plaidoyer d'un fou", das bald in Paris erscheinen sollte.

„Zu meiner Rechtfertigung und um den Verleumdungen zu begegnen, habe ich es geschrieben! Schwedisch darf es nie her[illegible]mmen*), aus

*) Strindbergs Absicht, sein Bu[illegible] Schwe[illegible] scheinen zu lassen, wurde durch die [illegible] einé[illegible] dischen Redakteurs [illegible]. Das [illegible] der Veröffentlichun[illegible]utschen [illegible] setzt in der Zeitun[illegible] „[illegible]aften" [illegible] Schweden noch [illegible]er Kom[illegible]

Rücksicht auf meine Frau und die Familie ihres ersten Mannes! Aber als ein Dokument meines Lebens muß es da sein! Deshalb schrieb ich es französisch und gebe es nur in Frankreich heraus!"

„Warum nicht auch in Deutschland?"

„Ja, warum nicht? Willst du mit Steinschneider*) reden?"

„Gern!"

Er packte das Buch ein, und ich suchte den Verlag auf. Ein neuer Roman von Strindberg war immerhin geeignet, Interesse zu wecken! Steinschneider sagte sofort ja, und ich konnte mit einem Vertragsentwurf und sogar mit dem Angebot eines angemessenen Honorars zurückkehren.

Der Titel der deutschen Ausgabe wurde „Die Beichte eines Toren". Der Verlag sollte für das Übersetzerhonorar aufkommen und dem Autor fünfzig Mark pro Bogen und tausend Exemplare zahlen. Im Kontrakt wurde außerdem ausdrücklich vereinbart, daß der Name des Übersetzers auf dem Werke nicht genannt werden durfte.

Als Übersetzer wurde vom Verlag Herr Schering gewonnen, der so dazu kam, die erste Arbeit für Strindberg auszuführen.

Die rasche Annahme des Buches und dessen bevorstehende Veröffentlichung hatte Strindberg wieder Luft unter die Schwingen gegeben, er arbeitete mit Feuereifer und hatte bald das erste Kapitel

---

konnten die Gerichte nichts dagegen tun. Ein Honorar für jene schwedische Publikation empfing Strindberg nicht.

*) Der Inhaber des Bibliographischen Bureaus.

der Fortsetzung des „An offener See“ im Entwurf fertig.

„Das wird das Beste, was ich je geschrieben habe! Ganz in großem Stil! Kunst und keine Polemik!“

Und dann war's aus! Der zu schreibende Roman blieb in den Anfängen stecken, denn sein eigener Lebensroman ging weiter! Und was jetzt anfing, sollte keine vorübergehende Episode werden, sondern ein entscheidender Abschnitt seiner ganzen Entwicklung als Mensch. Vor der mußte seine Dichtung stets zurücktreten.

Nach einem Diner bei einem berliner Schriftsteller kam er eines Tages zurück, ganz erfüllt von einer jungen Dame, die er dort kennen gelernt, und die seine stets kampfesfrohe Natur aufs höchste herausgefordert hatte.

„Ein ganz neuer Typus in meinem Leben, weich, füllig, dunkel! Und ein Racker!“

So fing er die Schilderung an. Und er schien da etwas gefunden zu haben, was ihm nicht nur als Mann, sondern auch als Menschenkenner zu tun gab.

Kühle Berechnung dem Manne gegenüber, mit einem lebhaften Verlangen gepaart; — vollendete Erziehung, — aber im Kloster in Frankreich; — ein kindlich unschuldiger, halb erstaunter, halb entschuldigender Ton in der Stimme, wenn sie nach etwas fragte, oder eine Frage korrekt beantwortete; — vertrauensvoll blickend, nichts als ein gutes, goldreines Herz verratend, wenn sie einen ansah, — und doch, mit Grazie, sich bei einer

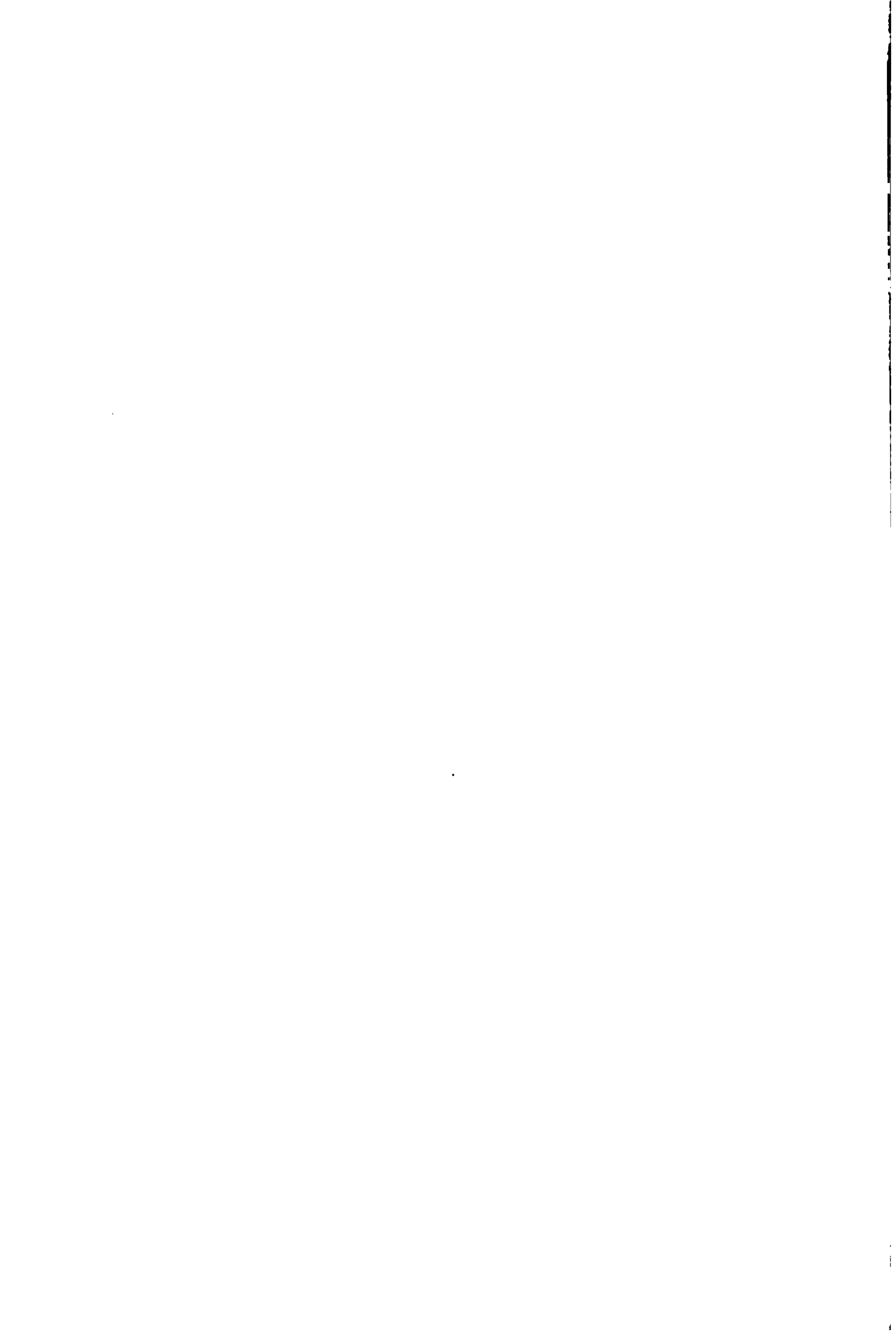
Strindberg am Schreibtisch

im Lindenhotel Berlin, 1893

Pastell von Segelcke

Adolf Paul, Strindberg-Erinnerungen – Albert Langen, München





kleinen Lüge gelegentlich vergessend! Wie sie die Ehe betrachtete, — ob als eine geschäftliche Angelegenheit, — oder eine Rettungsinstitution für alte Junggesellen, — eine Stätte geheimen Vergnügens, oder bloß als Anlaß, sich schick, als gute Hausfrau und Mutter zu zeigen, war nicht genau zu erraten. Aber die Herrschsucht zeigte sich sofort, noch ehe sie den Mann sicher unter dem Pantoffel hatte! Und ein Selbstgefühl auch, das nicht einmal gestattete, auch nur die kleinste Kaffeehausrechnung für sie zu bezahlen! Ja — nicht mal den ersten Kuß ließ sie sich rauben! Und kein Wort, weder geschrieben, noch gesprochen, wurde als Antwort seiner schriftlichen Erklärungen gegeben! Aber, im letzten Moment, in holder Verwirrung, die Arme um seinen Hals geschlungen, die Lippen schnell an die seinen gepreßt und dann hinein in ihr Zimmer gestürzt, die Tür zugesperrt! Ganz wie der Backfisch im „Herbstzeichen" des Bewerbers! Und dann rasch zur guten Freundin geeilt, um ihr unter Tränen zu gestehen, daß sie bei Strindberg Gefühle geweckt hätte, die sie nicht beantworten könne! Aber trotz alledem die Verlobung! Alles in einigen kurzen Tagen!

So ungefähr war das Bild, das er von der ganzen Geschichte entwarf, als er uns nach kurzer Zeit mitteilte, daß er nach München reisen würde, um die Ehe mit ihr einzugehen. Sie wäre schon vorausgereist, um alles zu ordnen, und würde ihn da erwarten. Dort wollten sie nachher ihren Aufenthalt nehmen.

Vorläufig hatten sie Gelegenheit, einander täglich zärtliche Billetdoux zu schreiben, sich gegenseitig ganze Packen von Brieflyrik zu schicken und die Phantasie zur nötigen Ekstase emporzuschrauben! Ein, wie's scheint, bei den kalten Nordländern unumgängliches Stadium der vorbereitenden Operationen! Dann kommt man wieder zum Liebesmahl zusammen, ißt und trinkt, füllt die Adern mit expansivem Stoff, lüftet ein wenig die mystischen Schleier, in die man die Seele schamhaft hüllte, und ist reif für die Realität und — die Enttäuschung!

Bei Strindberg war die Situation aber auch, daß verschiedene andere — teils kaum angefangene, teils schon weiter gediehene — Episoden seines Lebensromans zum Abschluß drängten, oder — sei's aus Not, sei's aus Ordnungssinn — zur Entscheidung gebracht werden mußten, ehe er sich von den Banden Hymens fesseln lassen konnte!

Da aus diesen Liebeleien, wie aus seinen später angeführten Briefen zu sehen sein wird, das Gespenst des unfreiwilligen Wahnsinns wieder auftauchte, sind sie zum Verständnis seines Seelenlebens und seiner späteren sonst unbegreiflichen Rücksichtslosigkeiten den Freunden gegenüber nicht zu umgehen. Um so weniger, da hier wieder seine bodenlose Angst vor der Frau zum Vorschein kam, die auf dem Untergrund seines Wesens mit der fast religiös angehauchten Sucht, sie zu verehren, zusammenwohnte und seine Seele zerriß.

Um den Stammtisch im „Schwarzen Ferkel" knote-

ten sich diese Beziehungen, aus denen die stete Angst vor dem Irrenhaus und der Glaube, von allen verfolgt zu sein, wie nicht auszujätendes Unkraut seiner Phantasie emporwucherten. Daher keine Freundschaftsbeziehung, wie intim sie auch schien, hinter der nicht bei ihm das Mißtrauen lauerte und sich, ganz unvermutet, in jähe Eruptionen der bösartigsten und unbegründetsten Verleumdungen entlud. Wenn er von vielen seiner besten Freunde verlassen wurde, — diesem unberechenbaren Selbsterhaltungstrieb, dieser übel angebrachten Vorsicht, die Konflikten vorbeugen wollte und sie nur dadurch hervorrief, hatte er es allein zu verdanken.

„Man hat mir schon so vieles verzeihen müssen," pflegte er dann zu sagen, wenn er sich mal wieder verrannt hatte. „Man wird auch darüber hinwegkommen!"

Ob's ihm wirklich zum Trost gereichte, will ich dahingestellt sein lassen.

Denn wenn auch Größe heißt: groß an Fehlern wie an Vorzügen zu sein, so liegt keinesfalls die Notwendigkeit vor, sich im einen wie im anderen Falle gehen zu lassen!

Er hat es schwer büßen, — hat sich sein Leben lang unfrei fühlen müssen! Denn Böses wieder gut zu machen, ist schwer und auch nicht immer möglich!

Die beiden Freunde, die ihm in jener Zeit in vielen Beziehungen am nächsten standen, waren der Pole Przybyszewski und der junge schwedische Gelehrte Lidforß.

Beide außergewöhnlich begabte junge Leute mit hervorragendem Wissen, dichterischem Talent und einer Lebensauffassung, die sie in jeder Beziehung zu Strindberg trieb.

Die Beziehungen Strindbergs zu Lidforß datierten schon aus Schweden, wo Lidforß als einer der hervorragendsten einer Gruppe junger Radikaler an der Universität Lund sowohl durch sein Talent, wie durch sein Leben ein gewisses Aufsehen geweckt hatte. Er war im Begriff, den Doktor zu machen, kam nach Berlin als Stipendiat, um seine botanischen Studien zu vervollkommnen, und knüpfte hier wieder die Beziehungen zu Strindberg an, der sich ihm gegenüber in der Rolle des väterlichen Freundes gefiel.

„Ille faciet!“ sagte er mal von ihm. „Wenn ich vor der Zeit sterbe, soll er meinen grünen Sack erben und das Material verarbeiten!“

Aber es dauerte nicht lange, da war Lidforß „enterbt“ und ein Gegenstand des glühendsten Hasses.

Przybyszewski wiederum war Student der Medizin, trieb nebenbei ein wenig Politik, aber in der Hauptsache ging er mit allerlei chaotischen Dichterplänen schwanger ... Noch im Banne Nietzsches, — von Chopin berauscht, — stets von der Gloria irgendeiner geheimnisvollen Verfolgtheit umstrahlt, — stets verliebt, aber in der Liebe mehr eine Angelegenheit des Gehirns als des Herzens sehend, — mehr eine Betätigung des Bewußten als des unbewußt Triebhaften, — mußte er sofort dem Monomanen Strindberg zum Opfer fallen, als er ihn traf.

Was aber bei ihm physische Schwäche war, war bei Strindberg paralysierte Kraft. Denn wie sehr Strindberg sich auch bemühte, dem „großen Gehirn" die Macht über seine Gefühlsangelegenheiten einzuräumen, dem triebhaften Urelement seines Wesens unterlag er immer wieder und litt so bewußt die größten Qualen der Ohnmacht gerade in den Momenten, wo er das größte Glück empfand.

Er war eine einzige ungeheure geistige Feminität, dessen Phantasie sich dem ersten besten entgegenkommenden Geschehnis darbot und mit jeder nur irgendwie zahlungsfähigen Kleinigkeit buhlte.

Wenn er das Weib bekämpfte, so kämpfte er im Grunde nur gegen das Weibliche seines eigenen Wesens an. Sein „Weiberhaß" war, streng genommen, nicht, daß er das Weib haßte, sondern es war der Haß eines weibischen Mannes, der sich dahinter versteckte und der immer wieder die Notwendigkeit empfand, seine Männlichkeit zu betonen! Sein Unglück war: daß er nie im Leben das Weib fand, das männlich genug gewesen wäre, ihn im ganzen Umfange seiner geistigen Feminität zu bewältigen. Es blieb da immer ein unbefriedigter Rest zurück, der in ohnmächtiger Wut nachzitterte.

Ging sein Gefühl mit ihm durch, so war der Intellekt hinterher und suchte die Sache in geregelte Bahnen zu bringen! — Aber vergebens! Der Schluß war dann stets: den Knoten zu durchhauen!

Seine Werbung wurde denn auch stets mehr

ein Produkt des Willens und der Überlegung als des Impulses. Mit einer gewissen Pedanterie hielt er da an gewissen Formen fest, deren Kulmen eine förmliche und gut vorbereitete schriftliche „Liebeserklärung“ war. Obwohl er aus einer gewissen Heiligkeit des Gefühls das rituelle Element im Liebeskultus hochhielt, so hatte seine Courmacherei, durch die spekulative Überlegung, doch mehr den Charakter wissenschaftlicher Forschung oder auch kulinarischen Könnens! Und da das Resultat in keinem Verhältnis zu dem Aufwand stehen konnte, die Enttäuschung also unausbleiblich war, so war der Trost nachher stets: „Die Hauptsache sind mir die einleitenden Operationen! Die verfeinern den Geist und bereichern ihn! Das andere alles, — jene ewige alte Banalität, die auf dem Grunde jeder Liebelei als Bodensatz bleibt, — die nimmt man eben als unumgängliche Notwendigkeit mit in den Kauf! Voilà tout!“

Ein magerer Trost, — aus der Katerstimmung geboren! — Eine Negation des Triebhaften im Momente der Ernüchterung, die die verleugnete Natur nachher — durch neue Rauschzustände widerlegte!

Mit Lidforß begegnete er sich in der wissenschaftlichen Forschung! Mit Przybyszewski in der Lebensphilosophie! Gegenseitig waren sie sich alle drei — psychologische Ausbeutungsobjekte! Freunde, solange es ging! Feinde, als es nicht mehr ging — d. h., als die Frau mit ins Spiel kam! Und das geschah sehr bald!

Eines Tages trat sie an der Seite Munchs in

das „Ferkel" ein. Blond, schlank, elegant, mit einem Raffinement gekleidet, das die Geschmeidigkeit des Körpers zu voller Geltung brachte, aber sorgfältig vermied, bestimmte Konturen zu geben. Der robusten Männerkraft also in gleichem Maße anziehend; aber vermeidend, die selbstquälerisch kokettierende Nervenherrlichkeit der Modedekadenten mit zuviel „unmotivierter" Fleischlichkeit vor den Kopf zu stoßen! — Ein klassisch reines Profil, — ein krauses Wirrsal blonder Locken, die bis auf die Brauen niederfielen und der Phantasie des Beschauers überließen, die Höhe der Stirn nach Belieben einzuschätzen! Ein Lächeln, das zum Küssen verführte, und dabei hinter dünnen Lippen zwei Perlenreihen scharfer Zähne, die nur auf Gelegenheit zu lauern schienen, plötzlich zuzubeißen! Und eine schlangenhafte, müde Lässigkeit der Bewegung, die aber einen blitzschnellen Angriff befürchten ließ!

So schlängelte sie durch die Schar eitler Geisteshelden hindurch, fing sie den einen nach dem andern ein, mimte einem jeden meisterhaft sein Ideal vor, bis sie hinter die Kulissen seiner Lebenslüge blicken konnte! Dann lachte sie ihn aus und ließ ihn laufen. Ihr eigenes Lebensrätsel gab sie niemals preis, verstand aber meisterhaft, es als tiefe Bedeutung zu inszenieren! Selbstverständlich kam sie aus dem nordischen Nebellande, wo die Ibsenschen Frauentypen schon angefangen hatten, sich aus seinen Büchern in die von den Bohemiens: Jäger u. a. umgemodelte Wirklichkeit zu verpflanzen!

„Aspasia" wurde sie sofort genannt, und sie tat dem Namen Bescheid.

Sie nahm am Stammtisch Platz und lauschte verzückt den Tönen der Strindbergschen Gitarre, die ihr urweltliche Mysterien zu offenbaren schien! — Am nächsten Abend fand sie sie aber bereits mißtönend und nichtssagend, im Vergleich zu den liebegirrenden Tönen aus anderer Verehrer Kehlen! Und so ging es weiter — in stetem Wechsel. Sie wurde gemalt, sie wurde besungen, verhätschelt und gelästert! Schließlich auch geheiratet! Eins der besten Porträts Munchs verdankt ihr sein Dasein. Damit war die Geschichte für ihn erledigt und er wandte sich anderen weniger präraffaelitisch angehauchten Objekten zu. Lidforß, der sie von früher her kannte, wandelte sich nach ihrer Ankunft zum Orakel um, das, schwanger von ihrer Vergangenheit, den Weltuntergang der Zukunft durch sie weissagte! Przybyszewski flößte sie die große Leidenschaft ein, die ihn zu Großtaten des Geistes und gar zur Arbeit entflammte! Und Strindberg fürchtete sie mehr als „Frau Blaubart" und haßte sie wie die Sünde, alldieweil er sie auch lieben mußte! Das Element, das den Kreis um den Stammtisch sprengen sollte, war sie, — aber abwesend als die Mine platzte.

Es war am Tage vor der Abreise Strindbergs nach München. Wir hatten „großes Ferkel" anberaumt, um ihm Adieu zu sagen und gleichzeitig Drachmann zu begrüßen, der sich wieder nach Berlin verirrt hatte.

Der norwegische Maler Christian Krogh hatte eben sein Porträt von Strindberg beendigt*) und schloß sich mit seiner Frau und seinem Hausfreund Heiberg an, um dem Original Valet zu bieten. Sein fuchsroter Vollbart prangte also an dem Abend am Stammtisch, zwischen der Löwenmähne Strindbergs und dem silbernen Lockenkranz um Drachmanns Glatze. Munch träumte in einer Ecke von der Untreue Aspasias, etwas verärgert durch die Sticheleien seines Zechbruders Heiberg, dessen volles Genießergesicht vor Zufriedenheit glänzte. Und die holde Weiblichkeit wurde von Frau Krogh allein, aber mit viel Grazie und Liebreiz vertreten. Denn Aspasia hatte sich an dem Abend mit den Hütern ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft, — Lidforß und Przybyszewski, — anderswo etabliert, zu nicht geringer Beunruhigung Strindbergs, bei dem es sofort feststand, daß sie über Rachepläne wegen seiner Verlobung brüteten, und daß ihm zum mindesten Mord und Totschlag von seinen beiden ihr sklavisch gehorchenden Freunden bevorstünde.

Aber — am nächsten Tage sollte ihm das Honorar für „Die Beichte eines Toren" ausbezahlt werden, er ließ also Sekt aufmarschieren, um die Verstimmung im Keime zu ersticken, und erreichte das Gegenteil.

Munch fing an, die Heibergschen Sticheleien zurückzugeben, aber in der Distraktion selbstverständlich an andere Adresse, was nicht gerade zur Besserung der Stimmung beitrug.

*) Später von Ibsen angekauft.

Strindberg entschloß sich, um dem ein Ende zu machen, ein Lied zum besten zu geben, wurde aber bei der zweiten Strophe von plötzlicher Paralysie des Gedächtnisses befallen und reichte die Gitarre an Frau Krogh, die sie nahm, um ein anderes Lied zu singen. — Erst begann sie aber seine Gitarre umzustimmen, was ein Verbrechen war, da er, wie schon erzählt, seine eigene geheiligte Stimmung hatte! Er verlangte kategorisch, sie sollte die benutzen! Sie lehnte sie als unbrauchbar ab! Und so zankten sie sich um die Stimmung herum und kamen immer mehr in die Verstimmung hinein!

Denn Krogh und Heiberg hielten zu ihr, und Strindberg ließ sich nicht gern ins Unrecht versetzen.

Da stand Drachmann auf und heischte Gehör. Er hatte schon ein paar Nummern zum besten gegeben, war in der Laune zu improvisieren und kam durch das Gezänk der andern nicht dazu. So mußte denn der Versuch gemacht werden, mit den verschiedenen, verletzten Eitelkeiten aufzuräumen, und er ließ denn eine Rede los, die jedem der eigenwilligen Künstlerköpfe einen Stoß auf die Eitelkeit versetzen mußte, um sie so mit Gewalt aufzurütteln und die Feuchtfröhlichkeit des Abends zu retten.

„Trinken wir, leeren wir unsere Gläser auf unseren Freund Strindberg, dessen Weiberhaß heute bankerott wurde und der sich wieder dem Meisterwerk der Schöpfung, der Frau, zu Füßen wirft! Morgen verläßt er uns ja, um in den Armen Hy-

mens die Sorgen der Welt zu vergessen! Wünschen wir ihm Glück dazu!

Ich meine — wir alle können das, wenn wir nur wollen! Ich bin nicht wie Sie, Frau Krogh, die Sie dasitzen und ihn im stillen hassen, wegen alles dessen, was er von den Frauen, die es verdienten, geschrieben hat!

Ich bin auch nicht wie Krogh, der soeben Strindberg gemalt hat und ein gutgemaltes Porträt zustande brachte, das uns aber nichts von Krogh und noch weniger von Strindberg sagt, und der seinem Modell das nachträgt!

Ich bin auch nicht wie Heiberg, der in Strindberg einen guten Zechbruder betrauert, der ihm Anlaß zu manchem guten Scherz beim Glase gab und nicht mehr geben wird!

Ich bin auch nicht wie Munch, der nach Berlin gekommen ist, um einen Skandal-succes zu machen, und immer noch so sehr davon erfüllt ist, daß er sich vor lauter Würde nicht mehr mit uns freuen kann!

Ich bin nur ein Zigeuner, der die frohe Laune liebt und der gern dein Freund sein will, — Strindberg, — obwohl ich deine Launen nicht immer mag, — insbesondere nicht heute! Trinken wir auf den Frohsinn und auch darauf, daß uns keine Schatten vom heutigen Tage auf den Weg in die Zukunft fallen! Und wünschen wir auch Strindberg dasselbe!"

Stillschweigend tranken sie alle. Dann stand Munch auf.

„Nachdem, was Sie soeben von mir gesagt haben,

Drachmann, kann ich von Ihnen keine Empfehlung annehmen!"

Und er gab ihm einen Empfehlungsbrief zurück, den Drachmann ihm für seine Ausstellung in Hamburg gegeben hatte.

„Silentium für Munch! Munch will eine Rede für Drachmann halten!" rief Heiberg ironisch.

„Die Rede kann ich nur so halten, — daß ich gehe!" sagte Munch.

Worauf Krogh als der ältere Malermeister und Landsmann sich veranlaßt fand, Munch zu unterrichten, wie er sich unter gebildeten Menschen aufzuführen hätte, — Munch ihn einen „abscheulichen Jargonmenschen" nannte, seinen Hut nahm und ging.

Dann sprang Strindberg auf.

„Du hattest recht, Munch! Hättest du nicht die Rede gehalten, ich hätte es getan!" so rief er ihm nach.

Und dann ging das Gegacker über Strindberg los. Es wäre unbegreiflich, — es wäre dumm von ihm, — und er hätte gar keinen Anlaß für Munch einzutreten! — Er hätte Drachmann mißverstanden!

„Ich erinnere jedes Wort, das er gesprochen hat!"

„So wiederholen Sie's denn!" rief Frau Krogh.

„Nein!"

„Dann schreiben Sie's auf, ehe Sie's vergessen! Kellner, Papier und Blei für den Herrn!"

Der Kellner kam. Strindberg riß ihm Blei und Papier aus der Hand, warf sie irgendwohin

über den Tisch und stand da, zitternd vor Wut, und blickte zu der Frau hinüber, die es gewagt hatte, ihm Vorschriften machen zu wollen, und die ihn „dumm“ genannt hatte! Sie wurde ihm sofort zum Inbegriff alles dessen, was er im Weibe bekämpft hatte: die Flatterhaftigkeit, — die Leichtfertigkeit, — die krasse Genußsucht um jeden Preis, — die Zerstörerin der geheiligten Bande der Ehe! Ein solcher Haß war in seinen Blicken, daß die Dame in hysterischen Weinkrampf verfiel.

„Ich brauche es nicht von Ihnen zu dulden, daß Sie mich so behandeln!“ schrie sie.

„Sie können noch mehr zu dulden bekommen, wenn ich zu erzählen anfange!“ rief Strindberg, dessen sehnige aufrechte Gestalt vor Erregung zitterte.

„Ich brauche es nicht zu dulden, — ich brauche es nicht zu dulden, daß er mir Feder und Papier ins Gesicht wirft!“

„Eben seine Waffen!“ sagte der Herr Gemahl und strich sie über den Rücken. „Beruhige dich nur! Ich ordne die Sache noch mit ihm!“

Aber ein anderer Ritter stand schon auf dem Plan, parat, für sie einzutreten. Heiberg trat schwer und dick auf Strindberg zu, schob seinen Bauch auf dessen Weste hinauf, riß den Kneifer von den blinzelnden Augen, steckte ihn mitsamt den Fäusten in die Hosentasche und sagte:

„Willst du um Entschuldigung bitten?“

„Nein!“

Die Frage wurde wiederholt, mit demselben negativen Resultat.

„Zum dritten Mal, willst du um Entschuldigung bitten?"

„Nein! Ich raufe mich auch nicht, wie die Bauerntölpel in der Kneipe, stehe aber zur Verfügung, wann und wo du willst!"

Jeder erwartete jetzt die Ohrfeige mit der obligatorischen Forderung hinterher.

Aber der edle Ritter steckte die bereits erhobene Hand wieder in die Tasche zurück, ging hin und setzte sich.

„Entweder du gehst, oder wir gehen," hieß es dann von der Partei des beleidigten schönen Geschlechts.

Und die Gesellschaft zog ab. Ein jeder nahm seine verletzte Eigenliebe unter den Arm und ging nach Hause, um allein in stiller Klause die ramponierte Größe zu pflegen.

Als erster, kopfschüttelnd, Drachmann, der keine Ahnung gehabt hatte, daß er am Rande eines mit brennbaren Stimmungen gefüllten Pulverfasses gesessen und ahnungslos mit dem Funken gespielt hatte.

„Adieu, du lieber dummer Freund!" rief Strindberg noch Krogh nach, der ihm zum Vertreter des geknechteten männlichen Geschlechts wurde, als er so hinter der Frau und dem Hausfreund abzog. Während er selbst in der Heldenpose dastand als jener Einzige, der dieser elenden, „gynolatrisch" angehauchten Welt wieder einmal standgehalten hatte.

Ins Joch der Ehe begebe er sich nicht! Nie

wieder! Die Verlobung wollte er sofort lösen! Mit den Weibern fortan nur sein Spiel treiben! Mit Aspasia wollte er wieder anknüpfen!

Frau T. war auch unterwegs von Italien, um hier in seinen Rollen zu spielen! Das paßte ihm gut! Die eine gegen die andere ausspielen, so wäre er sie alle drei los! — Und dann neue Beziehungen anknüpfen! Neue Menschen!

Leben und sich das Leben nicht versauern lassen! Das wollte er!

Er war so unternehmend wie noch nie!

Der Rückfall in die Energie hielt noch am folgenden Morgen an, als das Honorar für den „Verkauf" seiner ersten Ehe ankam.

„Glaubst du, daß Türke tausend Mark wechseln kann?" fragte er, der gestrigen Zeche gedenkend.

„So früh am Tage sicher nicht!"

„Schön, dann zeigen wir ihm ruhig das Geld!" sagte er übermütig und schickte sofort hin und ließ Vater Türken einen braunen Lappen sehen.

Der wird sich auch heute noch nicht von dem Schrecken erholt haben, soviel Geld auf einmal in den Händen seiner Stammtischler zu sehen! Das hieß doch an die Fundamente des „Ferkels" rütteln!

Dann aber fingen die „Mächte" wieder ihr unheimliches Spiel mit dem Helden von gestern an, und fort war aller Übermut!

Mit Aspasia hatte er ein Rendezvous für den Abend verabredet!

Ehe aber die Sonne unterging, sausten fast

gleichzeitig zwei Telegramme auf seinen Schreibtisch nieder.

Das eine von der wartenden Braut, die die Geduld verloren hatte und jetzt herbeieilte, um nach dem Rechten zu sehen!

Das andere von der liebreizenden Frau T., die auch ihre Ankunft meldete, um sich Strindberg für lauter Hauptrollen zur Verfügung zu stellen.

Drei Rendezvous auf einmal! Und alle drei am selben Tage! Das war auch für seine Kräfte zuviel!

Er legte sich denn resolut aufs Krankenlager. Unser gemeinsamer Freund Doktor X. gab ihm, hilfreich, die nötige Krankheit und diagnostizierte eine angehende Pleuritis schwerster Sorte. Es wurde dann im Kriegsrat beschlossen, nur der Braut, als der Nächstberechtigten, Zutritt zum Krankenlager zu geben, — Aspasia aber ganz einfach sitzen und es ruhig auf Todfeindschaft ankommen zu lassen! Und Frau T. wurde mit vielen tausend Empfehlungen an Lautenburg geschickt, der sie auch gnädig aufnahm, sie probieren und auch, zunächst nur ohne Gage, in „Herbstzeichen" auftreten ließ.

Die Würfel waren gefallen. Die künftige Gebieterin seines Herzens definitiv ausersehen! Der Sieger war bereit, unter das Joch zu kriechen!

Aber die glückliche Siegerin war kühl bis ans Herz hinan. Die Pleuritis verschlimmerte sich denn notwendigerweise ein wenig. Dann, je nachdem die Temperatur des Kranken abnahm, stieg

sie bei der Pflegerin, die treu am Krankenbette ausharrte. Die Rekonvaleszenz ging dann in immer schnellerem Tempo vor sich. Und unter gemeinsamem Studium der „Kameraden“ und der Korrektur der „Beichte eines Toren“ kam die Verlobung wieder ins Geleise. Freilich, um nach der Genesung gleich wieder in die Brüche zu gehen.

Strindberg sparte nicht an drastischen Schilderungen aus dem Zusammenleben mit seiner Verlobten, das zur abermaligen Trennung geführt hatte.

Sie sollen hier nicht wiedergegeben werden.

Die Hauptsache war, daß man sich wieder schrieb.

Und wenn man sich auch Vorwürfe machte, den gegenseitigen Rechtsstandpunkt herauskehrte, die Differenzen diskutierte und unter die Lupe nahm, so brachte man sie wohl nicht aus der Welt, nahm ihnen aber die Schärfe und machte ein Zusammengehen wieder möglich.

Das schriftstellerische Talent war eben auf beiden Seiten groß genug, die Tücken des Temperaments zu bewältigen!

— — — — — — — — — — —

Nach vielem Hin- und Herschreiben und Vermittlung Dritter kam alles wieder in Ordnung, und man war bald soweit, daran zu denken, nach Helgoland zu reisen. Da war man in England und konnte mit weniger Formalitäten als in Deutschland zusammengesprochen werden.

Fehlte nur noch das Geld, und auch dafür wurde Rat gefunden.

Am 25. April 1893 schrieb mir Strindberg:

12. „Zum letzten Male hilf mir, so werde ich Dir helfen, wenn ich in mein Reich komme, vielleicht sehr bald!

Meine Braut war gestern bei Blumenthal. Er spielt ‚Feuerspielen' jetzt gleich! Die Kameraden und das Band im Herbst! Willst Du noch einmal Entsch um einen Vorschuß bitten, so groß wie nur möglich 500, 300 oder Minimum 200 Mk. Vielleicht influiert die Reklame des Tageblattes auf ihn*) und auch die Annahme der ‚Gläubiger' an verschiedenen Bühnen, die Aufführung von ‚Feuerspielen' wird ihn erweichen. Eine leichte Drohung, daß ich von ihm fortgehe, da die nächste Saison mein ist, die Verheiratung, das Beispiel mit Heiberg und Bloch Erben, auch ein neues Kassenstück mit deutschem Motiv während des Sommers . . .

— — — — — — — — — — — — —

Ja, morgen kommen die Papiere. Und Donnerstag reisen wir! Wenn ich nur loskomme!

Sag Frau T., daß sie zu Lautenburg gehen und sich bescheiden muß**). — Hilfts nicht,

*) Th. Wolff hatte soeben in einer Serie Artikel die Dichterpersönlichkeit Strindbergs eingehend geschildert.

**) Sie hatte die Naivität gehabt, für ihre Arbeit Honorar zu verlangen, und durfte deshalb nicht mehr spielen. Das „Herbstzeichen" wurde aus dem Grunde abgesetzt.

muß sie zu Blumenthal gehen und bitten, im Herbst Abel in den ‚Kameraden' spielen zu dürfen.

Durch ihren Übermut hat sie mich meiner Tantiemen aus dem ‚Herbstzeichen' beraubt und ich habe keine Schuld. Sag ihr, daß ich mit Lautenburg verfeindet bin, und daß mein Wort da wertlos ist.

Zum letzten Male: hilf mir, so helfe ich Dir, wenn ich in mein Reich komme!

bittet

Dein Freund

August Strindberg.

Berlin, 25. April 1893."

Entsch ließ sich bereit finden, auf ein neues Stück mit deutschem Motiv einen Vorschuß zu geben*). Er schätzte den Namen Strindberg mit 500 Mark ein. Das Bibliographische Bureau sprang auch ein, und so konnte Strindberg endlich die Koffer packen.

Aber — die frohe Zuversicht sollte einen schweren Stoß bekommen. Ganz zerstört kam er am letzten Tage nach Haus.

„Die Sache geht schief! Ich habe heute am Bahnhof den ersten Mann meiner ersten Frau getroffen! Er reist auch nach Hamburg mit seiner jungen Frau. Hier in Berlin mußte ich ihm be-

---

*) Als Titel gab Strindberg „Der Bierverleger" an. Das Stück wurde nie geschrieben.

8*



gegnen! Und gerade jetzt, wo ich eben im Begriff bin, nochmals zu heiraten! Er hat mir jetzt wie das erstemal Glück gewünscht! Das geht nie gut! Die Sache geht sicher wieder schief!"

Die „Mächte" hatten ihm also den anderen als „Menetekel" in den Weg geschickt! Das stand fest! Und jetzt ging er wie ein Verurteilter an die Hochzeitsreise.

Am folgenden Morgen wurde ich von Lidforß geweckt.

„Der ‚Meister' wird heute heiraten!" sagte er, und seine runden braunen Augäpfel rutschten schräg in die Augenwinkel hinab.

„Meinetwegen," sagte ich und drehte mich nach der Wand, um weiter zu schlafen.

„Um neun geht der Zug nach Hamburg," fuhr er düster fort. „Jetzt ist's acht! Wir müssen wohl anstandshalber der Braut ein paar Blumen nach dem Bahnhof bringen!"

„Schön! Hast du Geld?"

„Nein. Und du?"

„Keinen Pfennig! Was machen wir denn?"

Lidforß sann einen Augenblick nach, nahm dann seinen Hut und verschwand. Nach ein paar Minuten war er wieder da mit fünf Mark.

„Wo hast du die her?"

„Vom ‚Meister!' Er versteht Spaß. Komm!"

Wir gingen nach der Markthalle in der Dorotheenstraße, erstanden jeder einen Rosenstrauß von ansehnlicher Dimension und zogen damit in Pro-

zession nach dem Lehrter Bahnhof ab. In der Vorhalle trafen wir die Braut in bordeauxfarbenem Reisemantel, zogen die Hüte, küßten die Hand und überreichten die Rosen mit vielen tiefempfundenen Glückwünschen.

Strindberg stand daneben, lächelte wie ein Augur, nickte väterlich und sagte mit viel Hochachtung in der Stimme: „Es ist recht, Jungens, daß ihr gentil seid!"

Er ging dann mit ihr auf den Bahnsteig und dampfte ab ins Unbekannte hinaus.

Nach einigen Tagen kam ein Brief:

13. „Adolf Paul, Bruder

Nach dreier Tage verfluchter Scherereien wurden wir endlich, Dienstag Abend getraut. Und so habe ich wieder Frau und Heim. All right! Das Heim ist ein herrliches kleines Haus nach meinem Sinne, mit drei Zimmern, Rasen, Blumenbeeten und Bäumen davor, die Insulaner freundlich und friedfertig und mehr Ferkel- als Kircheliebend. (Grüß L—ß, daß hier eine biologische Anstalt mit Professor und allem!.)

Alles ist so still, ruhig und schön, nur ein schwacher Widerhall von Geldmangel und schlechten Geschäften läutet mir noch in den Ohren von Berlin und Stockholm, obwohl die Post nur zweimal in der Woche hierherkommt. Aber das erledige ich wohl wie alles bisherige. An das Residenztheater werde ich

heute um die Tantiemen schreiben, um so leichter, da Herr Block mir einen freundlichen Glückwunsch depeschiert hat. Möchtest Du versuchen den ‚Einsamen Giftpilz‘ für hundert Mark zu verschachern (Stucken? Lautenburg? Manasse? [den Gemäldeschacherer] Gurlitt? Frau von Borch? Asch???) Dann wäre mir wohl. Bitte if you please Bibl. Institut mir Korrektur von Debet und Kredit und ein Sommertraum zu geben und tu mir den Gefallen, eine gründliche Korrektur der Moewiusschen Übersetzung von Debet und Kredit an Hand des Urtextes zu lesen, da die Übersetzung miserabel sein soll. Frag gelegentlich Frau von Borch, was Tschandala*) macht und was Pierson bietet.

Wie endigte die Affäre Kameraden und wer biß an?

Hat Blumenthal oder Lautenburg etwas Strindbergsches für diese Saison annonciert? (Bedenk, daß [wir, ich] seit Donnerstag voriger Woche keine Zeitung gesehen haben.)

Was macht Frau T., die so dreist war, noch am Bahnhof meine Braut gegen mich zu revoltieren zu suchen? Was mich zwang sie anzuschauzen und ihr den Rücken zu kehren!

Wie gehts Dir? Deinem Stück in H—frs und im Institut? Dem Roman? Dem Ferkel?

---

*) Der Roman erschien später, von ihr übersetzt, im Verlag des Bibl. Bureaus.

L—ß soll mir ein Wort senden über alles, was sich in der Geschichte des Ferkels seit der letzten Begegnung zugetragen hat! Von Aspasia und Polen, dem wilden Mann und Priapos, Munch usw.

Kannst Du meiner Gemahlin den dritten Artikel Theodor Wolffs senden?

Mit Grüßen an alle Freunde in und außerhalb des Ferkels wünsche ich Dir alles gute und danke Dir für den zusammen verlebten Winter. Hoffend Dir einmal größere Dienste erweisen zu können, als ich bisher vermochte.

Freundlichst

August Strindberg.

Helgoland, 5. Mai 1893."

Von seiner Frau bekam ich auch einen Brief, unterzeichnet mit ihrem Mädchennamen und dem Zusatz: „gestorbene Strindberg, nach Diktat."

Sie hat's überlebt.

VI

Flitterwochen

Die Flitterwochenstimmung nahm bei Strindberg ziemlich groteske Formen an.

Nach kurzer Freiheit wieder eingefangen, zappelte er wie ein Fisch im Netze, schlug wild um sich, bald hierhin, bald dorthin, machte die tollsten Krummsprünge, zerriß die Maschen des

Netzes und verwickelte sich und alles, was zu ihm in Beziehung stand, in den Fetzen zu einem fast unentwirrbaren Knäuel.

Anders als aus einer derartig zwischen Lebenslust und Todesangst hin und her schwankenden Stimmung kann sein Vorgehen gegen die ehemaligen Freunde, von dem die unten angeführten Briefe zeugen, nicht erklärt werden.

Denn die davon Betroffenen hatten niemals etwas gegen ihn unternommen, — nicht einmal die Absicht angedeutet, ihm zu schaden oder sein Leben zu stören. Er nahm die böse Absicht aber als selbstverständlich an und behandelte sie als Feinde, immer wieder die Verantwortung für seine Taten anderen zuschiebend.

Wie früher die Marholm war ihm jetzt Aspasia, die er sitzen ließ, zum Herd des Unheils geworden! Und er tat sofort, ohne den geringsten Anlaß, alles, um sie zu vernichten. Klatschereien, Indiskretionen intimster Art nach links und rechts geschrieben, alles wurde versucht! Er war ein Meister in der „Privatverleumdung", wie er's nannte! Und bediente sich dieses Mittels leider nur zu oft! Wenn sein Verfolgungswahn mit ins Spiel kam, war er ebenso unberechenbar wie ungerecht! Daß er sich dabei nicht die Finger verbrannte, verdankt er einzig und allein seiner großen dichterischen Leistung. Auch bei der ziemlich heiklen Affäre, die er von Helgoland aus anzettelte, um das von ihm so gefürchtete Trio: Przybyszewki, Aspasia und Lidforß auseinanderzusprengen und gegeneinander zu hetzen.

Lidforß war in Berlin in Schwierigkeiten geraten und wandte sich brieflich an Strindberg um Geld. Sein Wirt hatte ihm mit der Polizei gedroht. Ich erwähnte das in einem gleichzeitigen Brief an Strindberg, und mehr war nicht nötig!

Strindberg sah gleich Gespenster! Zum mindesten würde das Jüngste Gericht über Lidforß hereinbrechen, wenn er nicht sofort von dem gefährlichen Verkehr mit Aspasia gerettet würde! Und Lidforß war ihm noch einen Rettungsversuch wert. Statt aber selbst einzugreifen, schob er, wie immer, andere vor. Er schrieb sofort dem Grafen Mörner nach Lund, wo dieser an der Universität studierte, schilderte die Misere des guten Lidforß in den schwärzesten Farben und appellierte an die Verpflichtung der Universitätsfreunde, schleunige Abhilfe zu schaffen. Was sie auch à tempo zu tun beschlossen! Eine „Rettungsexpedition" wurde ausgerüstet, und eines Tages — statt des erwarteten Geldes von Strindberg — traten zwei handfeste medicinae Kandidaten aus Lund auf das Zimmer des nichts böses ahnenden Lidforß, mit Geld für die Heimreise und auch, um das Nötigste in Berlin zu arrangieren.

Die Phantasie des „Meisters" hatte wieder tadellos „gearbeitet"! Großes Gaudium! Wir anderen beschlossen, sofort die „Rettungsexpedition" im „Ferkel" zu verankern, dort gehörig unter Alkohol zu setzen und dann nach Lund nach neuen Rettern zu depeschieren. Es wäre uns auch gelungen. Aber der gute Lidforß wurde durch die Verblüffung so nüchtern wie noch nie. Der Skandal drüben

und die Aussicht in dieser nicht gerade angenehmen Weise nach seiner Heimatstadt zurückbefördert zu werden, bloß weil er ein paar Mark nicht auftreiben konnte, fiel ihm doch auf die Nerven! Er trieb sich allein auf den Straßen umher und kam gerade früh genug, um seine Retter zu retten und noch vor Abgang des Zuges nach dem Bahnhof zu bringen.

Auf dem Schlachtfelde im „Ferkel" trauerten Przybyszewski und Aspasia und zogen melancholisch dem alten ramponierten Zylinder des verschwundenen Freundes das Fell ab, hingen es unter dem Porträt des „Meisters" auf und fingen dann an, über ihr eigenes Schicksal nachzugrübeln. Denn Strindberg hatte in seinem Briefe nach Lund auch für Aspasia gesorgt und bewirkt, daß dort lebende Mitglieder ihrer Familie sich ihrer liebevoll annehmen sollten.

Es war notwendig, dies alles vorauszuschicken, um zum Verständnis seiner Briefe beizutragen, die ich nun folgen lasse.

— — — — — — — — — — — — — — —

14. „Paul Bruder!

Habe heute an Mörner geschrieben, daß er 300 Mark besorgt und nach dem Lindenhotel telegraphiert, wenn er sie auch aus der Hölle holen sollte! Ich besitze keinen Pfennig selbst!

— — — — — — — — — — — — — —

L—ß soll nach Hause reisen, sich promovieren lassen, das blaue Band anlegen, in

der Kathedrale reden und mit O.*) Duzbrüderschaft machen.

— — — — — — — — — —

Sammermeyer antwortet nicht.

Es scheint mir, Du und ich sind beide im Norden boykottiert!

Kann man nicht Albert Bonnier vergiften?

Hier stürmt es ganz verflucht aber gut! Und die Zimmer sind entzückend! Morgen fange ich einen Roman an.

Aber das Geld!

Ingrid**) verschwand also von München! Es tut mir leid um Hanssons, denen es, wie ich glaube, schlecht geht. Türke wird durch eine kleine Aufmerksamkeit zu beruhigen sein.

— — — — — — — — — —

In der Hoffnung, daß Ihr das Ferkel wie auch alles andere klariert

freundl.

August Strindberg.

Helgoland, 9. Mai 1893."

Dann kam folgender Brief:

15. „Helgoland, 12. Mai 1893.

Lieber Paul!

Vielen Dank, daß Du die Verbindung mit dem Festlande und der Kultur aufrecht erhältst.

---

*) König Oskar II.

**) Das Dienstmädchen Hanssons.

Jetzt muß ich im Vertrauen gestehen, daß mein etwas schneller und bewegter Brief an Mörner den unerwarteten Effekt hatte, daß M. heute telegraphiert: ‚L—ß wird geholt! Aspasia rappelliert!'

Dies ist ja alles gut und schön, da L—ß dadurch vom Hotel gerettet wird und P—y von der Karlstraße (wo Aspasia wohnte), aber meine mir aufgezwungene Rolle als Retter der Moral ekelt mich an und ich möchte keine Verstimmung in mein Verhältnis zu L. haben. Es wäre deshalb am besten, Du sagst ihm, daß ich die unfreiwillige Ursache seines Glücks, vom Hotel und von Aspasia loszukommen, bin, sowie daß er zur Promotion nach Hause kommt.

Was Aspasia betrifft, wird er mir einmal danken, aber jetzt nicht. Sie braucht nicht zu wissen, daß ich ihr unbekannter Wohltäter bin, und Polen auch nicht.

Ich höre, daß im Tageblatt irgendeine Schweinerei von meiner Ehe zu lesen gewesen ist. Da ich (wir) nächste Woche nach England reisen, kümmert's mich wenig, aber ich bitte Dich, eine Frage mit einem einfachen Ja oder Nein zu beantworten. Ist etwas in dem Artikel, was ich wissen muß? Ich habe ihn hier, ungelesen.

Meine englische Reise braucht nicht notifiziert zu werden, sowohl weil meine Reisen ungewiß sind, wie auch, weil es Gläubiger und Interessenten beunruhigen könnte.

Du wußtest, daß Munch refüsiert wurde, weißt Du, ob ich es auch bin? Oder sind meine Gemälde bei Gurlitt zu sehen?

Wo kam Kroghs Bildnis von mir hin? Nach Berlin oder nach Norwegen? Kann man nicht die Vermutung aufkommen lassen, daß die Heimberufung Aspasias durch die Heimkehr Kroghs oder S—es bewirkt wurde? Das wäre besser, als den Betreffenden Positives zum Wiederkauen zu geben*).

Dienstag empfange ich die letzte Post auf Helgoland.

Aber schreib immer noch an die Adresse, es wird nachgesandt.

Laß mich die letzten Schicksale des Ferkels hören!

Grüße herzlichst Asch, Schleich, S—n und den wilden Mann, die mir soweit halfen, wie bis Helgoland**). Sag, daß ich zu sehr neu-verheiratet bin, um ihnen allen schreiben zu können, Briefe, die sie zu erwarten ein Recht haben und die es mir lieb wäre, zu schreiben.

Lebe wohl und hab' es gut! Berlin ist für uns eine gute Stadt, aber schwierig, von ihr wegzukommen

Dein Freund

August Sg.

---

*) Es ist wohl überflüssig, zu bemerken, daß derartigen Zumutungen Strindbergs nicht entsprochen wurde.

**) Betrifft die monatliche Apanage, die diese Herren das letzte Vierteljahr für ihn aufgebracht hatten.

Von London aus werde ich Dir etwas über Dein Ripperbuch sagen können."

Am 16. Mai 1893 schrieb er immer noch von Helgoland:

16. „Die Hölle scheint los zu sein. L—ß schreibt heute, daß ich seine akademische Laufbahn vernichtet habe und fordert mich. Ob's Ernst ist oder nicht, weiß ich nicht. Was ich Mörner schrieb, verantworte ich und es war privatim in der besten Absicht: Geld zu beschaffen und fünfhundert Mark kamen! Was, zum Teufel, muß einer nicht ums Geld aushalten!

Schreib freundlichst bitte an Mörner, mir den Rücken freizuhalten. Ich ersparte ihm sogar die schlimmsten Details über Aspasia und spielte gar nicht den bußfertigen Räuber.

Erklärte, daß L—ß keinen Schaden genommen hat, sondern im Gegenteil ein reiches Leben mit erstklassigen Intelligenzen gelebt hat (selbstverständlich mit Rausch).

Die hauptsächliche Absicht meines Briefes war Geld herauszuschlagen, L—ß nach Hause zur Promotion zu kriegen und Aspasia fortzuschaffen.

Deine Erwähnung der Polizei bewirkte, daß ich die Sache ein wenig scharf anpackte.

Im übrigen schreibt Mörner heute, daß L—ß' Gönner, da er keinen Brief beantwortete, sich privatim bei der Berliner Polizei nach ihm

erkundigte. Am Ende gab das dem Linden-hotelwirt Anlaß zum Gerede von der Polizei.

Die Geschichte ist für mich unangenehm. Ich weiß, daß Du mein Benehmen billigst, da Du zuerst die Idee hattest, Aspasia zu holen*).

Gratuliere zur Premiere. In den Hamburger Nachrichten stand eine gute Rezension Deines Stückes. „Geistreicher Dialog" usw. Hast Du's gelesen?

Morgen gehe ich nach England. Dirigiere die Post fortwährend nach Helgoland.

Der eigensinnige dumme Krogh! Lieber schädigt er sich selbst, als einen Zollbreit nachzugeben. — Und worin?

Lebe wohl, und mögest Du Berlin erledigen."

— — — — — — — — — — — — —

Am 21. Mai schrieb er dann kurz:

17. „Eingefangen auf der Fraueninsel ist meine Adresse: Gravesend by London

12 Pelham Road

England

All right!

Dein Freund

August Strindberg."

Endlich fand sich ein Käufer für seinen „Giftpilz", der also schleunigst nach Finnland expediert

*) Sein übliches Manöver! Er erzählte seine Wünsche und Ideen, um eine Gegenäußerung hervorzurufen, auf deren Grund er nachher einem die Verantwortung aufbürden konnte.

wurde. In der Eile war aber vergessen worden, das Gemälde zu signieren, — was bei dem Käufer von hauptsächlichem Wert war und ihn bewog, so lange die Kaufsumme zurückzuhalten.

Das gab wieder eine Haupt- und Staatsaktion, die sich durch Jahre hinzog.

18. „Es war ja galant mit dem Gemäldeverkauf," schrieb er dann aus Gravesend, „— aber ich kann nicht in anderer Weise signieren als dadurch, daß ich diese Papierzettel zum Aufkleben hinten auf das Gemälde sende. Ich signiere nämlich niemals auf der Leinwand, wo sie gemalt ist. (Die zwei Zettel extra für unvorhergesehenen Bedarf.) Die zwei anderen Gemälde sind wahrscheinlich refüsiert, treiben sich wohl in Berlin herum, aber taugen schon für den finnischen Export!

Meine Adresse bleibt bis auf weiteres England.

Schleichs Manuskript habe ich nicht. L—ß, Aspasia oder P—y haben es wohl an sich genommen.

Ist Aspasia in Berlin geblieben oder wo???

Erinnere, wenn Du mir das nächste Mal schreibst, daß ich seit einem Monat keine Berliner Zeitung gesehen habe. Haben die Theater schon ihr Herbstrepertoire bekannt gemacht?

Wo ist Tavaststjerna jetzt?

Hatte die Expedition nicht L—ß klariert, da seine Wirtin noch nach Geld läuft?

Und wie kam es, daß Aspasia nicht abgeholt wurde? Hat sie sich geweigert?

Was sagt P—y zur Sache, — trauert er? Nun, dann sorgt sich seine Frau nicht länger.

Wenn Du in finnischen Blättern etwas von Frau von Essen*) liest, von ihren Theaterplänen oder so etwas, so laß es mich wissen. Ich wußte, daß sie nach Finnland sollte.

Das Ferkel ist wohl heiß wie die Hölle jetzt? ‚Glückspeter' und ‚Die Schlüssel des Himmelreichs', die jetzt in Übersetzung fertig sind, würden sich wohl zu Geld machen lassen können bei Agenten oder Verlegern? Aber nicht bei den Vorschußgebern. Könnte man nicht bei Bloch Erben versuchen? B. hat ‚St. Peter' (‚Die Schlüssel des Himmelreichs') im vorigen Herbst gelesen und war nicht ablehnend.

Bitte D—g**) Geld zu senden. Ich brauche Taschengeld und mehr noch.

Wie viele Mal wurde Dein Stück gegeben und wie ging es? Grüße alle Freunde

vom Freunde

August Strindberg."

Nächster Brief:

19. „Gravesend Pelham Road 12

25. Mai 1893

Bruder Paul!

Ich rate Dir, ungebeten, nimm die sechs-

*) Strindbergs erste Frau.

**) Der Käufer seines Gemäldes.

hundert Mark*)! Es macht etwas weniger denn fünfzig Pfennig pro Exemplar, und Zola bekommt nur fünfzig Centimes pro Exemplar, das doch fünfmal größer als Deins ist.

Die Größe des Honorars hängt von der Auflage ab! Tu wie ich, spring von Sproß zu Sproß der Leiter, dann brichst Du das Genick nicht, wie ich es auch nicht bis jetzt getan habe.

Hilf mir jetzt mit einer wichtigen Sache. Die Redaktion der modernen Kunst bittet um ein Porträt von mir. Ich schrieb Max Levy**) und bat ihn, der Redaktion eine Photographie der Büste zu senden, da sie am vorteilhaftesten aussieht. Aber keine Antwort bekommen.

Willst Du so gut sein, Levy eine Rohrpostkarte von der Sache zu geben und auch um eine Kopie für das Strindbergbuch bitten.

L. wohnt Hagelbergerstraße 11 im Garten.

Macht S—e Glück in Christiania?

Frau von B. kann ja die 300 auf ‚Tschandala' aufrechnen und auf ‚Sommertraum'. Sonst kann sie sich die Galle mittels des ersten Teils von ‚An offener See' und doppeltem Honorar dafür abtreiben.

‚Debet und Kredit' soll miserabel verstanden sein und große Löcher haben. Es ist wohl noch nicht gedruckt?

---

*) Betrifft ein mir für einen neuen Roman gebotenes Honorar.

**) Der Bildhauer, der Strindberg im Jahre 1893 in Berlin modellierte.

Vom ‚Plaidoyer' noch kein Exemplar bekommen, kann deshalb keins senden.

Was macht Lautenburg und Blumenthal? Und Frau T.? Kommt es zur Wildente im Frühling? Wurde nicht auch die Aspasia-Expedition im Ferkel berauscht? Ich finde, man könnte Heiberg jetzt als fünften Akt des Aspasia-Dramas loslassen.

Welchen Einfluß hatte das Buch Hans Jägers*) auf die Kroghsche Ehe?

Hat jemand mein Buch gelesen? Und was schimpft man darüber?

Ich schreibe an Cammermeyer**) und verlange Antwort auf meinen Dich betreffenden Brief!

Wenn Alb. Bonnier auch da gewesen ist, so mußt Du einen ‚Ratgeber an junge Autoren' schreiben, scharf und hinterlistig***).

Ich gab Richard Bergh Details über Bonnier und seinen Wandel. T. kann auch Material geben.

Lebe wohl bis auf weiteres.

England ist gut. Das Ale stark, das Gin halbstark. Ich ‚ferkle' nur ein wenig bei den Mahlzeiten, aber ohne Erfolg. Wünsche mir

---

*) Syk Kaerlighed (Kranke Liebe). Paris 1893 beim Autor (norwegisch).

**) Verlag in Christiania.

***) Er wittert den schwed. Verleger Bonnier, den er „im roten Zimmer" karikiert hatte, hinter jeder Ablehnung auch von anderen Verlegern.

9*

dann und wann einen Riesenrausch mit einem Riesenkater, aber komme nicht dazu. Adieu!

Freundl.
August Strindberg."

Am 22. Mai hatte er mir auch aus Gravesend einen Brief geschrieben, der sehr deutlich seine Art dartut, die Verantwortung an der von ihm angerichteten heillosen Verwirrung von sich abzuwälzen.

20. „Bruder Paul!

Im neuen Briefe von L—ß verlangt dieser, daß ich meine im Privatbrief an Mörner gegebenen Mitteilungen über Aspasia dementieren soll. Sag, L—ß, daß dies unmöglich ist, da meine sämtlichen Angaben aus ihrem Leben nur auf L—ß eigene Rapporte begründet sind, die außerdem weit detaillierter waren, als meine schnellen Aufzeichnungen an M.

L—ß gab mir die ganze Entwicklungsgeschichte, seitdem ich mit den Autopsien aufhörte. Er referierte — —"

(Folgt eine Reihe Details delikater Natur, die hier nicht wiederzugeben sind.)

„Dementiere ich, so mache ich ihn ja zum Lügner und Moralisten!

Im übrigen — war nicht Aspasias Ruf begründet, schon als S—e als ihr Freund und Retter auftrat, und wer weiß, ob er nicht das Gerücht mündlich in Norwegen verbreitet hatte.

L—ß erkennt im vorigen Briefe die gute Absicht meines Handelns an und aufgeklärte Leute werden wohl etwas auf die Absicht geben. Daß die Folgen durch Mörners Unvorsichtigkeit andere wurden, dafür kann ich nicht.

(Ich erinnere auch, daß Du*) die erste Eingebung hattest, Aspasia rappellieren zu lassen, da sie faktisch gute Leute ruinierte.)

Ich habe niemals Mörner gebeten, L—ß zu rappellieren, nur ihn gebeten, L—ß zu ‚ermahnen' zur Promotion nach Hause zu kommen, d. h. ihn mit faktischen Vorteilen zu locken.

Und jetzt finde ich, kann man mich von der Sache trennen!

Sehe, mit Vergnügen, daß L. vom Lindenhotel losgekommen ist!

Wie ging es in Finnland!

Was sagt Polen? Und Schleich?

Heute habe ich London besehen! Es ist fürchterlich groß und ziemlich verschieden von Berlin und Paris! Den Steinkohlenrauch sah ich nicht! Aber er wird schon da sein!

Was macht Frau T.?

Wo blieb Levys Büste?

England ist ein südländisches Land, hier. Mit Rosen, jetzt zu Pfingsten, an den Hauswänden, Lorbeeren im Freien in doppelter

---

*) Sic!

Manneshöhe und himmelhohen echten Kastanien.

Lebe wohl! Grüß die Freunde innerhalb und außerhalb des Ferkels und laß bald etwas hören.

Dein Freund

August Strindberg.

Gravesend: 12 Pelham Road
by London. 22 May 1893."

Mit seinen Quertreibereien gegen Aspasia erreichte Strindberg nichts.

Mit ihr war die große Liebe ins Leben P—ys eingezogen und er ließ sich in seinem Glücke nicht stören. Zum Verständnis des immensen Einflusses dieser merkwürdigen Frau, die vielen zum Verhängnis werden sollte, lasse ich ihn mit eigenen Worten reden.

Er schrieb mir in jenen Tagen von dem neuen Werke, an dem er arbeitete, und von der Ekstase des Schaffens, in die er durch seine Liebe zu ihr versetzt worden war.

— „alles das, was die unbewußten Triebfedern meines Handelns, — was das große Geheimnis meiner Seele war, das hat sie aus mir hervorgeholt, — in ihr verkörpert sich das Geheimnis meiner Seele; ja, siehst Du, sie ist mein höchster intellektueller und ästhetischer Genuß.

Ein ganz neues Leben begann für mich; ich wurde tiefer, intensiver, weil mein Bewußtsein bereichert wurde durch all die schlummernden

Fähigkeiten und Kräfte, die ich früher nicht gekannt und die sie erst in mir hervorgerufen hat. Viel war in meiner Seele mit unsichtbarer Tinte geschrieben, man braucht es nur zu erwärmen und es wird lesbar. Das hat sie vermocht und ich liebe sie, wie das große Stück meiner durch sie neugeborenen Seele.

— — — — — — — — — — — — — —

Man hat viel Schlechtes über sie gesprochen; es ist vieles wahr, ich kenne genau ihre Beziehungen, die sie früher hatte. Aber was geht mich das an?

Was kann es mich angehen, daß ein Bild, welches ich liebe, früher einmal in einer schmutzigen Kneipe gehangen hat?

Ich könnte jetzt nicht einmal eifersüchtig sein — das, was ich an ihr liebe, was ich durch sie in mir liebe, das kann mir niemand nehmen, niemand beflecken, niemand verunreinigen.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie ist bei mir, und ich gebe ihr meinen Namen, um ihr den Rückzug nach ihrem Hause zu sichern, wenn's uns sehr schlecht geht. . . . Unser Glück ist ruhig und still . . . für uns beide so selbstverständlich — es ist viel Dämmerungstau über uns und viel von dem Clair-obscur der Zypressenhaine an dem Tempel des unbekannten Gottes, von dem der Apostel Paulus einmal spricht.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie ist gut, sehr gut, ich habe niemals vermutet, daß sie einen so merkwürdigen Arrierefond hat.

O, ich verdanke ihr wahnsinnig viel. Ich wäre wohl ganz glücklich, wenn nicht von anderer Seite das Unglück käme."

— — — — — — — — — — — — — —

Er hatte, wie ein jeder, sein Teil zu tragen. Es bedurfte nicht, ihm die Last noch schwerer zu machen.

Aber Strindberg ließ ihm keine Ruhe. Als Beispiel der von ihm beliebten Einschüchterungsversuche mag noch folgende Postkarte angeführt werden, die er später an Przybyszewski richtete:

„Jetzt kommt er schnell und sicher!
Beware of the pick-pocket!
B. ist schon fest!"

Eine Karte, die von Przybyszewski nur so gedeutet werden konnte, daß B. (alias L—ß) in Berlin wegen Taschendiebstahls verhaftet säße und daß „er" — der Rachegott — auch bald Przybyszewski und Aspasia treffen würde! Eine leere Drohung Strindbergs und ohne jede Berechtigung! Sie zeugt aber von seiner krankhaften Veranlagung, auch im Leben die Erzeugnisse seiner Einbildung als Tatsachen auszugeben. Der Zug gehört mit ins Bild und ist zu charakteristisch, um umgangen werden zu können!

Nach diesen und anderen Krummsprüngen der Flitterwochen beruhigte sich Strindberg allmählich, fing an, fallengelassene Fäden wieder anzuknüpfen, und nahm unausgeführte Pläne wieder auf.

Da war zunächst die Gründung eines Strindbergtheaters in Berlin.

Denn selbstverständlich konnten so viele unruhige Köpfe nicht monatelang um einen Stammtisch zusammensitzen, ohne zum mindesten ein Theater zu gründen!

Von dem Grundsatz ausgehend, daß ein Theater auch mit Talent zu begründen wäre, und daß das Fundament, auf dem ein Theater gebaut werden muß, ein Repertoire von guten sicheren Stücken sei, — (und die hatten wir ja die Menge!) — hatte ich mal vorgeschlagen, mit den einfachsten Mitteln eine Bühne aufzutun. Einen Saal mit einer kleinen Bühne zu mieten, wie sie zu Dutzenden in Berlin vorhanden waren! Und dann nur für die vorhandenen Stücke die nötigen Schauspieler zusammenstellen, — zunächst auf Teilung spielen und dann, wenn der Erfolg — der unausbleibliche — sich eingestellt hatte, Gagen zahlen! Die polizeilichen Vorschriften waren dem Plane nicht hinderlich, — die Hauptsache, das dichterische Talent, war ja massenhaft da! Und damit ließ sich was machen!

Der Plan wurde mit Begeisterung aufgenommen, dann aber ebenso begeistert vertagt. — Aspasia nahm gerade damals die Gemüter gefangen; das Verlobungselend setzte auch bald wieder ein, — kurz, die Hauptgründer hatten Theater genug — privatim!

Als einziges greifbares Resultat aus dem Vorstadium der Gründung lag bis jetzt ein Schreiben Przybyszewskis vor, folgenden Inhalts:

„Teurer Freund!

Deine Idee mit dem Liebhabertheater kann in Erfüllung gehen, ich habe einen Menschen gefunden, der für Dein Theater 200 Mark vorschießen würde*).

Ich bitte Dich herzlichst morgen, Freitag, bei mir um 4 Uhr nachmittag zu kommen mit Strindberg.

— — — — — — — — — — — — —

Dein Freund
Stanislaus Przybyszewski."

Es ist wohl eine der wenigen Theatergründungen in Berlin, bei der der Geldgeber nicht nötig hatte, sein Geld einzuzahlen. Denn, wie gesagt, es wurde nichts daraus. Was am meisten Strindberg dauerte.

12. Juni 1893 schrieb er mir:

21. „Adolf Paul, Br, Esqu.

Nachdem ich jetzt einen ganzen Monat und mehr gelaicht habe, steht mir die ganze Wirklichkeit klar vor Augen und ich sehe scharf, daß hier etwas getan werden muß! Teils weil ich jetzt zwei Haushaltungen habe, teils weil ich meine liegenden Kapitalien verzinst sehen will, teils weil ich leben, Wirksamkeit und Expension haben will.

Blumenthals und Lautenburgs letztes Be-

*) Punkto Theatergründungen sind die berliner Geldleute bekanntlich immer leichtsinnig!

nehmen haben meine Energiedrüsen gekitzelt und ich muß zur Ejakulation kommen! Also: ein Theater in Berlin! Auf Deinen alten Gründen: keine Kosten, nur Einnahmen, wenn auch kleine! Auch mit Risiko, daß ich mich naturalisieren lassen muß, wie Cottas Union verlangt, um mich zu verlegen!

Zwei Schauspielerinnen habe ich, schön, gebildet und gut angezogen.

Doch glaube ich nicht, daß man einen berüchtigten Wirtshaussaal mieten soll!

Hast Du noch Lust zu der Sache? Dann fang nur zu Zeiten mit den Vorarbeiten an, wenn Du nach Berlin kommst.

Das Strindbergtheater soll es heißen, wenn man nur Konzession bekommt? Das ist die erste Frage. Dann muß man mit etwas anfangen, dem keine Zensurhindernisse begegnen.

Willst Du unter der Hand und so allmählich dies alles auszuforschen suchen? Setz' P—y und Wilde Mann in Bewegung um gebildete Schauspieler ausfindig zu machen.

Wenn Du den Anfang gemacht hast, komme ich nach Berlin und setze die Sache fort.

Dekorationen sind nicht nötig, bloß ein Zimmer!

Das ganze Theater (Rideau usw.) kann man schon für alt von irgendeinem Studenten- oder anderen Verein kaufen.

Willst Du jetzt Dein Bedenken abgeben,

dann ist weiter nichts nötig als die Rollen auszuteilen und die Affichen zu drucken?

Freundl.

August Strindberg.

London: 84 Warwick Street
Eceleston Square

(Fortsetzung.)

Willst Du Fräulein Blumenreich im Auge haben und sie zu engagieren suchen, wenn sie in Berlin auftaucht? Item: Frau Kainz, die, wie ich höre, nicht unmöglich sein würde. Sie ist 40 Jahre, exzentrisch, hat noch nicht gespielt, aber will gern. Hartleben hat vielleicht einige spielende Verhältnisse.

Mit ‚Das Band' und ‚Paria' anzufangen, wäre vielleicht nicht schlecht. Die 12 Beisitzer bekommt man aus irgendeinem Sozialistenverein, wo Theater gespielt wird.

Samum wäre vielleicht besser als Paria, weil er koloriert ist und mit Ola Hansson nichts zu tun hat, wie Paria.

Irgendein Affichieren, daß man nichts als Strindberg spielen wird, ist ausgeschlossen! Denn es kann kommen, daß ich andere spielen muß!

Weiter: Strindberg selbst macht nicht das Strindbergtheater (in Zeitungsnotizen), sondern Strindbergs Freunde (Du!) ebenso werden die Namen der Spielenden nicht bekannt gegeben!

Irgendwelcher Luxus auf der Bühne wird nicht geduldet! Einige Tausendlappen können beschafft werden, aber nur für das Unternehmen!

Gehst Du nach Berlin, dann such Dehmel auf.

Ich möchte nämlich in Pankow wohnen, nach einem Monat, wenn ich hier fertig bin.

Spüre Frau Kainz auf und wenn der Augenblick da ist, dann interviewe sie mit den Rollen in der Hand.

Ich schreibe jetzt den zweiten Teil von ‚An offener See' und werfe den ganzen grünen Sack hinein, gut motiviert! Habe bereits ein glänzendes erstes Kapitel geschrieben. (Geheim!)

Frau T. will ich nicht mithaben! (Diskretion!)

Bitte P—y und Wilde Mann feine Einakter zu schreiben! Und schreibe selbst einen!

Dr. A. hat wohl spielende Maitressen?

Stell die Sache als fait accompli dar, damit man Dir nicht abrät!

Also: à Berlin! Und auf Wiedersehen da!

Freundl.

Aug. Sg.

Neue Übersetzungen (Konkurrenz, ohne Tantiemen) werden hier von uns vorbereitet."

Mit Strindbergs berliner Theatergründung ging es ungefähr wie mit der Bezahlung von Hjalmar Ekdals Schulden! Es blieb alles in der Absicht

stecken! Ich hatte anderes zu tun und auch keine Lust, noch länger wegen seiner Luftschlösser den Bau der eigenen hintenan zu setzen.

Mit jenem Brief schien auch sein Interesse für die Sache erschöpft zu sein.

Statt in Berlin sein Theater zu gründen, ging er nach Rügen, blieb dort den Sommer über, setzte seine Untersuchungen über den Schwefel fort, fing auch an Gold zu machen und den „Antibarbarus“ zu schreiben.

VII

Unter Räubern und Mördern

Tavaststjerna und ich hatten uns schon Ende Mai für den Sommer in Sellin auf Rügen einquartiert, um in Ruhe an Neuem zu arbeiten und bereits Fertiges in Korrektur zu erledigen.

Dort kam eines Tages plötzlich ein Brief von Strindberg an.

22. „Adolf Paul, Br.!

Unter Voraussetzung, daß Ihr mich am Platze haben wollt, bitte ich Dich, mir ein Zimmer in Sellin oder in der Nähe zu bestellen. Ich verlasse nämlich London, Hitze und Rauch, morgen, Sonnabend abend mit Dampfer, der Sonntag abend in Hamburg ist.

Meine Frau bleibt hier acht oder vierzehn

Tage, um meine Geschäfte zu ordnen, und kommt dann nach!

Mein Zimmer kann einfach, aber ruhig sein.

Also auf Wiedersehn

Freundl.

August Strindberg.

London, 16. Juni 1893."

In voller Beschäftigung mit einer neuen Arbeit, war ich nicht sehr erfreut über die Störung, wollte ihn aber nicht verletzen und fügte mich.

In der Villa von Oertzen hatten wir Zimmer mit Sonne, herrlicher Waldluft und Ruhe. Vom Strande waren wir durch eine dichte Buchenwaldung getrennt und von den übrigen Villen durch einen großen Garten.

Noch weiter außerhalb des Ortes lag ein neues weißgetünchtes zweistöckiges Haus in Grün gebettet, und dort fanden wir ein großes helles und ruhiges Zimmer für Strindberg.

Er kam aber nicht, sondern ein Brief:

23. „Seit gestern früh sitze ich in Höfers Hotel, Hamburg, gefangen. Grund: Zu hohe Preise unterwegs, so daß es an zwei Mark fehlte, um nach Rügen zu kommen.

Jetzt wächst die Hotelrechnung und die Cholera steht vor der Tür, es artet sich wieder zur Weimarreise! Ich habe Geld nach Rügen bestellt, aber der Teufel weiß, ob etwas kommt!

Habt Ihr was, so telegraphiert es her, damit ich wenigstens durchbrennen kann. Mit zwanzig Mark geht's.

Ich hatte auch ein höllisches Pech! Pontoppidan war verreist und Drachmann, den ich suchte, war auch verreist! (Meine Reise zu ihm*) nahm mir meine letzten sieben Mark!) Jetzt habe ich kein Geld zum Telegraphieren, gar nichts, und die Nerven sind, wie ich aus meiner Schrift sehe, mitgenommen!

Eigentlich müßte ich mich erschießen! Aber das hätte längst gemacht sein sollen.

Freundl.

Aug. Sg.

Höfers Hotel, Hamburg,
den ? Dienstag im Juni 1893."

Gleichzeitig eine Karte:

24. „Vollkommene Weimarstimmung! Vier Tage Post nach England hin und zurück! Mittsommerabend am Freitag! Die Cholera kann erwartet werden, von mir mit Vergnügen, aber die Quarantäne nicht.

Die Situation eigentlich gut. Und ich würde über den Dreck lachen, wenn jemand da wäre, mit dem ich trinken könnte. Wenn D—g nichts gesandt hat, bitte ihn telegraphisch, das Geld hierher zu depeschieren. Er schachert wohl mit irgendeinem Teufel in Hamburg.

---

*) Nach Cuxhaven.

Wenn sonst Geld in Sellin, laß hierher retournieren. Erwarte von vielen Seiten.

Freundl.

Aug. Sg."

Ich telegraphierte nach Hamburg alles, was ich hatte. Aber es half nichts. Der nächste Brief lautete:

25. „Hamburg, Höfers Hotel, 22. Juni 1893.

Danke für Geld. Aber die Rechnung war schon zu groß, die Courage weg und ein Versprechen, Sonnabend Geld zu bekommen (hundert Mark), eingegangen.

Ein Glück, daß der Wirt sogleich darum bat, das Essen anschreiben zu dürfen, sonst wäre ich jetzt tot. Die Einsamkeit und der Lärm paralysiert mich so, daß ich kaum noch Briefe zu schreiben vermag. Der Mittsommer und die Cholera schweben mir vor*). Ein Mittsommer in Hamburg! Na!

Mörner, der beim Gericht in Skara weilt, schreibt mir schließlich einen kühlen Sommerbrief. Sagt, daß ihm in Lund von Aspasias Schwester die ganze Hölle auf den Hals gehetzt wurde! Die Schwester hatte nämlich in Berlin gefunden (hört!), daß ‚alles in bester Ordnung sei' und reiste wieder zurück, glücklich in dem ihr beigebrachten Glauben, daß das Ganze ‚eine Schurkerei Strindbergs' sei.

*) Es war im Jahre nach dem großen Cholerajahre in Hamburg.

Logik (weibliche): Frau X. reist nach Berlin, um zu sehen, was die Schwester — vor sechs Wochen gemacht hat. Weil sie jetzt nicht sehen kann, was vor sechs Wochen geschah, ist die Schwester ein Engel, auch weil sie die Schwester ist! Und L—ß schwört!

Mörner deutet an, daß meine Motive nicht unpersönlich waren! Weil man eine Frau gehabt hat, braucht es nicht unwahr zu sein, daß man sie gehabt hat, und daß andere sie jetzt haben. Auch schließt jene Tatsache nicht ein gewisses Wohlwollen aus! Aber ich finde; es ist schade um die Verwandten, wenn sie, nachdem sie Aspasia war, so tief sinkt! Als ich sie verstieß, hatte ich nichts zu rächen, sie aber, als Verstoßene, alles!

Mit einem Wort, L—ß ist eine unsaubere Person!

Wenn man eine Frau freilügt, die ein Verhältnis gehabt hat (mit mir), kann es als nobel angesehen werden, aber etwas so Allbekanntes, wie das Leben Aspasias (vgl. S—e usw.), kann kaum totgelogen werden, insbesondere nicht, wenn dadurch die Schuld für eine ‚Schurkerei' einem Unschuldigen zugeschoben wird! Daß L—ß meinen guten Ruf dem Aspasias unterordnete, ist unverzeihlich, insbesondere, weil er mir alle Rapporte über ihr Leben gab. Hatte er mir gegenüber aus Eifersucht gelogen, so ist er ein doppelter Schurke!

Reise nicht nach Lund, da ist niemand zu finden, außer der Schwester Aspasias, und da hört man Dich nicht an!

L—ß Aufenthalt ist unbekannt!

Hast Du ein Zimmer für mich in Sellin?

Unsere englische Reise war eine Kateridee ohne Kater! Teuer wie der Teufel, wir überschätzten auch unsere Mittel, ich war nahe daran, bei der Hitze und in dem Steinkohlenrauch Rabies zu kriegen! Um nicht alles Angefangene preiszugeben, mußte die Frau dableiben, um Theater und Verleger zu klarieren, und ich sollte vorausfahren, um uns Zimmer zu nehmen. Und da fiel ich in Räuberhand.

Meine Situation ist, wie gesagt, gut! Es ist nur diese Verirrung, die mich aus dem Geleise gebracht hat!

Allein in Hamburg, am vierten Tage, bin ich disharmonisch und hätte ich nicht Deine Gelddepesche gestern bekommen, sowie einen guten Brief meiner Frau, wäre ich wahrscheinlich erschossen.

Auf Wiedersehen, Dein

August Sg."

Eines Tages, als wir vom Baden zurückkamen, stand Strindberg auf der Treppe. Er bezog gleich die für ihn bereitstehende Wohnung und richtete das Zimmer halb als Wohnzimmer, halb als Laboratorium ein. Von seiner Ehe wurde nicht gesprochen. Was da eigentlich den jähen Abbruch

10*

der Hochzeitsreise und die Trennung bewirkt hatte, ließ er nicht merken. Aber die tiefe Verstimmung, die ihn die ganze Zeit auf Rügen nicht verließ, sowie die auffallend zärtliche Besorgtheit um ihn, die seine Frau in an mich gerichteten Briefen an den Tag legte, wohl nur um den Bruch zu übertünchen, gaben zu denken*). Seine Lust zum Schaffen war total verflogen. Die angefangene Arbeit war schon in London beiseite gelegt, um nie wieder in der beabsichtigten Form aufgenommen zu werden.

Da hatte er stets seine wissenschaftlichen Studien, die doch niemals ein positives Resultat gaben, als Lückenbüßer bei der Hand.

Es wurde nach Berlin nach Apparaten geschrieben. Dehmel schickte ihm das Nötige, und er fing denn an, dem Schwefel mit wahrem Feuereifer auf den Leib zu rücken. Der Schwefel sollte als unzerlegbares Element aus dem Sattel gehoben und der Beweis gebracht werden, es sei

*) Strindberg gibt in seiner Lebensgeschichte „Entzweit" eine ganz verdrehte Darstellung seiner ersten Bekanntschaft, seiner Verlobung und seiner Ehe mit ihr. Die Zeit auf Rügen hat er auch ganz unrichtig wiedergegeben. Ort und Personen und auch seine eigene Beschäftigung („historische" statt chemische Studien), alles ist entstellt. Seine Schilderung ist erst zehn Jahre später geschrieben. Er führte wohl in der zweiten Ehe nicht ebenso gut Buch wie in der ersten! Mit den nach allen Seiten gesandten brieflichen Schilderungen aus jener Zeit hatte er aber so viele Dokumente darüber aus der Hand gegeben, daß eine Rektifikation leicht wird.

ein fossiles Harz, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt. Er bekannte sich zu der Annahme, daß alle Körper und alle Kräfte verwandt sind und sich von einem herleiten lassen, und ging bei seinen Untersuchungen von diesem Standpunkt aus. Inwiefern seinen Untersuchungen ein positiver Wert beigemessen werden darf, entzieht sich meiner Beurteilung*). Jedenfalls gaben sie ihm Beschäftigung und trugen zu seiner Beruhigung bei, wenn er auch nie die schwungvolle Lebenslust wiedergewann, die ihn bei der Ankunft in Berlin beseelt hatte.

Frühmorgens um sechs war er schon auf den Beinen und streifte allein durch Wälder und Wiesen. Dann stand er den ganzen Tag auch in der schlimmsten Julihitze bei seinen Tiegeln, gewöhnlich nur mit einem langen Nachthemd bekleidet, einen Gürtel um den Leib und einen Strohhut auf dem Kopfe. Heiß war's bei ihm wie in der Hölle, und es roch nach Pech und Schwefel.

Ganz folgerichtig spielte er dann auch in den Zwischenzeiten zwischen den Schlachten den Teufel, war stets mißgelaunt und verstimmte alle Welt.

Er hatte eine ganz infernalische Art, sein Miß-

---

*) Sie sind niedergelegt in Antibarbarus (Berlin, 1894, Bibliographisches Bureau), dessen erstes Heft zum Teil auf Rügen geschrieben wurde. Das Heft enthält vier Briefe: „Zur Ontogenie des Schwefels“ — „Über die Transmutation der Stoffe, transformistische Chemie oder Alles in Allem“ — „Gedanken über die Zusammensetzung der Luft und des Wassers“ und „Paralipomena“.

vergnügen und seinen Lebensekel über andere loszulassen. Nichts taugte ihm, also durfte es auch nicht andere befriedigen.

Führte einer ein Glas Bier an die Lippen, um den Durst zu löschen, begleitete es Strindberg todsicher mit der Bemerkung: „Schlechtes Zeug! Gefälscht, nicht zu genießen!"

Die deutsche Küche verarbeite nur „ausgekochtes Schweinefutter"!

Mundete einem der Fisch, gleich war's „Schlammfisch", in „gefälschtem Fett gebraten! Die Fischer haben ihn mit ihren geteerten Stiefeln getreten, ehe er in die Pfanne kam"!

Und alles, was den Sinn draußen in der herrlichen Umgebung erfreuen konnte, wurde von ihm à tempo als „Selbstmordstimmung" interpretiert.

Weil er selbst keine Schaffensfreude mehr hatte, war die ganze Kunst nichts wert!

„Wozu die ganze schöne Literatur? Sie ist nichts! Bosch! Werft sie weg! Die Wissenschaft ist alles!"

Und dann zog er gegen die Wissenschaft los, — gegen die Stubengelehrten, die blind in den alten Bahnen fortwurstelten und denen er mit dem Schwefel schon die Augen öffnen würde!

Der widerborstige Schwefel ließ sich aber nicht zerlegen! Mit der Ahnung stets der Zeit voran, blieb er mit den Experimenten immer nach und konnte den Elementen nicht den Beweis seiner Theorien abringen.

Die ganze Natur war ihm zuwider.

Die Seebäder taugten nichts! Das Ostseewasser

roch ihm zu sehr nach verfaultem Tang, war zu „unsauber" und zum Baden nicht zu gebrauchen! Einmal überwand er seine Angst, von uns anderen ertränkt zu werden, und badete mit, watete hinaus, tauchte unter in den Fluten — und war verschwunden!

Denn was da wieder emportauchte, war ein ganz anderer Mensch! Kein Mann mehr, sondern ein altes Weib! Der Kopf hatte über die Hälfte seiner Masse verloren, die Löwenmähne klebte dicht an dem Nacken, das eckige, durchfurchte Gesicht mit dem spitzen, unscheinbaren Kinn und dem kleinen, klatschsüchtigen Mund stimmte jetzt besser zu den dünnen, fast muskellosen Kinderarmen! Das alte Weib, das da den ganzen Tag an den Kleinigkeiten des Lebens herumnörgelte, war plötzlich leibhaft zum Vorschein gekommen! Der Eindruck war ebenso verblüffend wie unvergeßlich! Als dann die Nörgeleien wieder angingen, blieb aber die Wirkung aus! Sie hörten dann allmählich auf, und das Essen wurde auch für ihn genießbar!

Das alles wäre nur zum Lachen gewesen, wäre es nicht auch ein Ausschlag der nervösen Angstzustände, an denen er die ganze Zeit in der bemitleidenswertesten Weise litt und die sich jetzt gegen uns richteten, weil er da auch einige unerledigte böse Gewissen hatte!

Seiner Ansicht nach war er in der größten Gefahr, seitdem er nach Rügen kam.

Welchen Rachegöttern er aus London entfloh, ist mir unbekannt. Aber in Hamburg meinte er

in Räuberhand gefallen zu sein, und hier war er todsicher unter Mörder geraten!

Zunächst fürchtete er meine Rache. Er hatte da manche kleine Bosheit auf dem Gewissen, manche Verdächtigung in die Welt geflüstert, mancher Verleumdung Nahrung gegeben. Ihm Dienste zu leisten, hieß wohl Gefühle der Dankbarkeit auszulösen, aber auch seinem Mißtrauen — oder sagen wie höflich „dem Spiel seiner Phantasie" — preisgegeben zu sein!

Aus Pflichtgefühl, aus Sympathie hatte ich versucht, ihm nach Kräften zu helfen und seinen Interessen mehr Zeit geopfert, als ich eigentlich durfte. Er war aber für uns Jungen das reinigende Gewitter gewesen, und es war selbstverständlich und nur ein Akt des Dankgefühls ihm beizustehen, wo's verlangt wurde. Daß man da von verständnislosen dummen Leuten verspottet wird, muß eben mit in den Kauf genommen werden. Daß er selbst dazu beitrug, war zu verstehen, nachdem man seine kleinen Menschlichkeiten kennen gelernt hatte und gesehen hatte, wie viel vom Gewitter eigentlich nur Theaterdonner war. Ich trug ihm nichts nach, fing aber an, mich von ihm zurückzuziehen. Er wußte, daß mir verschiedene seiner Äußerungen zugetragen sein mußten, und erwartete eine fürchterliche Rache. Sie kam nicht, — und das war ihm unheimlich! — Hinterlistiges Auflauern der Gelegenheit — weiter nichts! Und die „Gelegenheit" kam!

Wir machten zu zweien einen Spaziergang

durch den Wald und kamen zum Jagdschloß des Fürsten zu Putbus, — wollten den Turm besteigen, um über den Wald hinauszublicken, und fingen auch die Kletterpartie an.

Eine Wendeltreppe mit niedrigem Geländer führte um die innere Wand herum, in der Mitte einen weit offenen Schacht durch den ganzen Turm freilassend. Wir waren allein. Ich ging voran. Als das erste Drittel des Weges zurückgelegt war, hörte ich hinter mir einen halblauten Ruf und wandte mich um.

„Nein, — das mache ich nicht mit! Geh du allein!" rief er, machte Kehrt und glitt mehr, als daß er lief, die Treppe hinunter.

Einen Augenblick hatte ich aber in seine weitoffenen, entsetzten Augen gesehen und wurde selbst entsetzt! So blickt das Opfer seinen Mörder an! Besser als Worte sprachen seine Blicke den Verdacht aus, den er hegte!

„Du willst mich hinunterstoßen! Wir sind allein hier! Kein Mensch hat's nachher gesehen! Und dann ist's ein Unfall gewesen!"

Das mochten seine Gedanken gewesen sein!

Als ich ihn nachher zur Rede stellte, leugnete er's nicht, gab's aber auch nicht zu, sondern redete sich auf „Schwindelanfälle" aus, die ihn oft zu befallen pflegten.

Später hat er, in seinen „Legenden", dem Vorfall eine psychologisch feinere und einem — Dichter würdigere Erklärung gegeben, die aber wie so vieles andere nicht mit der tatsächlichen Wirklich-

keit übereinstimmt, wenn auch er beim Niederschreiben zweifelsohne an seine Darstellung glaubte.

„Ich kann nicht lügen!" pflegte er zu sagen, log aber gelegentlich ganz tapfer drauf los. Und wurde er ertappt, hieß es dann ganz jovialisch: „Ich bin doch ein Dichter!"

Ich ließ fünf gerade sein und nahm seine Erklärung an! Aber in nicht mißzuverstehender Weise sollte er bald darauf bei einer anderen Gelegenheit seine Feigheit bloßstellen.

Tavaststjerna mußte ja auch an weiter nichts denken als an Rachepläne ihm gegenüber, — das war ihm nicht auszureden!

Er empfing Briefe von seiner Frau, die in Süddeutschland war! Strindberg hatte sie beleidigt, hatte sie aus Italien nach Berlin mit großen Rollen gelockt, um sie schnöde sitzen zu lassen, hatte sie angeschnauzt, — das mußte gerächt werden! Wozu wäre der Ehemann sonst da?!

Und der ließ sich nichts merken! Trotz all der Briefe, die fast täglich von der Frau eingingen, kein Schimmer einer Veränderung des alten kameradschaftlichen Verhältnisses, — keine Forderung, — kein Krakeel — gar nichts!

Das war sehr unheimlich! Das war niederträchtige Hinterlist! Da war zum mindesten bewaffnete Neutralität geboten!

Je freundlicher Tavaststjerna sich ihm gegenüber gab, um so unruhiger wurde Strindberg. Und seine Nervosität entlud sich bei den täglich gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten in allerlei spötti-

schen Bemerkungen und kleinen Sticheleien, die indessen dem guten Tavaststjerna keinen Schaden antaten, alldieweil er stocktaub war und nur einigermaßen gut hörte, wenn man sich am Strande, beim Brausen der Wellen, mit ihm unterhielt. Aber in unseren Biergläsern brauste kein Weltmeer. Und Strindberg vergaß regelmäßig die Taubheit seines angeblichen Widersachers, die ihn wie ein Panzer gegen die Bosheit der Welt schützte.

Er legte also los mit seinen Sottisen. Und da konnte es ihm passieren, wenn er eine ganz gehörige Unverschämtheit produziert hatte, daß Tavaststjerna in der liebenswürdigsten Weise lächelte, ihm freundlich zunickte und höflich bat:

„Ach, bitte, noch einmal!"

Da verlor Strindberg die Geduld! Der andere wagte den Kampf nicht! Er versteckte sich nur hinter einem angeblichen körperlichen Gebrechen, — das war klar!

Strindberg hob sein Glas und rief noch lauter: „Prost, du feiger Finne!"

Und Tavaststjerna, der auch die Worte nicht hörte, nickte noch freundlicher und antwortete in liebenswürdigstem Tone: „Prost! Dein Wohl!"

Da verlor Strindberg die Fassung! Das war zu viel! Das verwirrte ihn total! — Der andere wollte ihn nur sicher machen! Er lauerte nur auf Gelegenheit! Er auch!

Und als wir nach Hause gingen und aus dem Garten des Waldhotels in den dunklen Weg einbogen, der zu unseren Villen führte, fing er plötz-

lich an zu laufen, wie ich noch nie einen Menschen hatte laufen sehen! Ein paar Schuhsohlen nur, die in schnellem Tempo den Sand aufwirbelten, ein flatternder Mantel darüber, und weg war er, vom Dunkel der Nacht verschlungen!

Am Tage nachher gestand er:

Tavaststjerna lauerte nur auf Gelegenheit, ihn gelegentlich, eines Abends — in der Dunkelheit — niederzuknallen! Die Überzeugung sprach er mir gegenüber offen aus und war nicht davon abzubringen! Er stand eben schon mit einem Fuße in seinem „Inferno"!

Die Situation zwischen den beiden wurde unhaltbar!

Er litt darunter, konnte aber nicht fort. Schließlich schrieb ich an seine Frau, die doch längst hätte kommen müssen, und gab ihr eine Schilderung seines Zustandes und seiner Lage und bat sie, ihre Reise zu beschleunigen. Ich führe einiges aus ihrem Antwortbrief an.

— — — — — — — — — — — — — —

„Was Sie schreiben, hat mich tief erschüttert, denn ich kann mir den Zustand meines Mannes vorstellen, aber ich bin machtlos den Verhältnissen gegenüber....

Ich kann nicht — zaubern und besitze keine Wünschelrute.

Ich kann nicht von hier fort..., ich bin der Verzweiflung recht nahe, denn ich weiß keinen Rat. Am 2. August wird August aus Wien zweihundertvierzig Mark erhalten, die ihm mit dem von Ber-

lin und Frau Prager Kommendem seine Abfahrt von Rügen, die er wünscht, ermöglichen.

— — — — — — — — — — — — — —

Hier in London ist ein Theaterunternehmen im Gange, das uns ein Vermögen einbringen kann. Doch ich muß an Ort und Stelle bleiben. Es handelt sich nicht um die Werke meines Mannes, sondern um seine Person, der endlich Wohlstand geschaffen werden soll. Ich weiß, daß England kein angenehmer Aufenthalt ist und heule mir täglich die Augen aus. Ich habe das Recht, ihm zuzumuten, was ich selbst um seinetwillen ertrage. Außerdem soll er nicht nach London, sondern in die Nähe.

Zieht er es vor, zu meinen Eltern zu gehen, so stehen ihm viele Arme offen. Mehr kann ich nicht tun.

— — — — — — — — — — — — — —

Wie die Sachen jetzt stehen, kann nur durch Energie etwas gerettet werden, darum weiche ich nicht von meinem Platz. Ich folge meiner ehrlichen Überzeugung. Irre ich, so kann ich nicht anders.

Lieber Herr Paul, Sie haben meinen Mann lieb, wie man ihn lieb haben muß, weil er das größte Genie und der nobelste Mensch auf Gottes weiter Welt ist. Ich brauche Sie deshalb nicht zu bitten, stehen Sie ihm treu zur Seite, während diesen bösen Zeiten. Ich kann Ihnen nur aus tiefster Seele danken ..."

Es scheint mir nur ein Akt der Gerechtigkeit zu

sein, sie hier zu Wort kommen zu lassen, wie sie in dieser Zeit dachte und empfand. Sie hat in ganz jungen Jahren ein nicht leichtes Schicksal auf sich genommen, hat es mit der ganzen Zähigkeit der deutschen Frau angepackt und zu bewältigen gesucht. Wenn's ihr auch mißlang, sie hat jedenfalls viel darum gelitten.

Der Tag seiner Abreise kam. Beim Abschied auf der Treppe brachte Tavaststjerna die Rede auf das Verhalten Strindbergs seiner Frau gegenüber.

„Ein paar Worte nur — der Form wegen, weil's sein mußte!" sagte Strindberg nachher. „Und wir gaben uns die Hand und lächelten uns an wie zwei Auguren!"

Das war das ganze Unglück, dessen bloße Vorempfindung seine Qualen ausgelöst hatte.

Ich begleitete ihn bis Putbus. Und da war er zum erstenmal, seitdem er nach Rügen kam, wieder der Alte. Die gute Laune, der Frohsinn, Hoffnungsfreudigkeit und Unternehmungslust waren wieder da! Die Welt lag ihm offen, die Hölle hatte ihn wieder auf eine grüne Wiese unter prangende Blumen ausgespien! Um ihn war Vogelgezwitscher, blauer Himmel und blühender duftender Sommer! Seine Seele vermochte wieder die Schwingen zu heben, der Flug ging gegen die Sonne!

Er atmete auf wie einer, der einer großen Gefahr glücklich entronnen war, scherzte, lachte, war guter Dinge, hatte den alten Übermut und die Grazie und Leichtigkeit des Witzes wiedergefunden!

Und das Vertrauen aufs Leben und die Menschen! Ein Schimmer von Lebensfreude umstrahlte ihn, wie die letzte Röte des sinkenden Tages, wenn die Sonne noch schräg unter den Wolken hindurchblickt! Und herzliche Freundschaft war in der Stimme, als er mir im Schloßgarten zu Putbus die Hand zum Abschied gab, — ehe er sich in die nächste selbstgeschaffene Hölle begab, um neue Qualen zu leiden!

VIII

Le Plaidoyer d'un fou

Von Rügen reiste er direkt nach Mondsee zu den Eltern seiner Frau! Krank und herunter wie er war von all den selbstgeschaffenen Leiden und der Arbeit, suchte er wieder das Familienleben auf, um zur Ruhe zu kommen und Menschen zu finden, die ganz darin aufgehen konnten, ihn zu pflegen und ihm zu helfen, sich den Mißmut vom Leibe zu halten.

Seine ersten Briefe zeugen davon, daß er auch fand, was er suchte, wenn auch nicht auf lange Zeit.

Anfang August kam das erste Lebenszeichen von ihm an.

Er schrieb:

26. „Bruder Paul,

Durch einen sonderbaren Zufall scheint mir die Post in Sellin meine Briefe nach Eng-

land zu retournieren. Willst Du die Freundlichkeit haben, nochmals meine richtige Adresse anzugeben.

Drei Briefe sind heute angekommen, sind aber nach London nachgesandt und dann hierher. Was Neues?

Kontrakt mit Burkhardt*) ist unterschrieben.

Item mit Bloch über Fischerleben und Schlüssel**).

Item Bibl. Bureau, zwei Dramen. Cammermeyer refusiert!

Gib dem Postesel meine Adresse! Sonst muß ich drei, vier Tage unnütz leiden.

Freundl.

Aug. Sg.

Mondsee, 7. August 1893."

Aus Mondsee kam auch folgende Karte, die verdient angeführt zu werden.

27. „Bruder Paul,

Ja, das mit Seligmann***) will ich. Aber welches Buch ist es?

S. ist ein furchtsamer Herr, mußt Du wissen, peinigt seine Opfer und bezahlt miserabel.

---

*) Direktor des Burgtheaters.

**) Demnach sind wohl die damals gemachten Übersetzungen von „Leute von Hemsö" (Fischerleben) und „Die Schlüssel des Himmelreichs' in Vertrieb der „Felix Bloch Erben", Berlin, gekommen.

***) Stockholmer Verlag, mit dem ich verhandelte und an den ich von Strindberg eine Empfehlung wollte.

Arbeitet selbst den Text um. Ist auch Doktor phil. Ich traf Schleich in Berlin und hatte mit ihm eine dreistündige Seance in der Künstlerklause. Er war munter, hatte ein großes Buch geschrieben. Ich gab ihm den ganzen grünen Sack in den Kopf — und er glaubte! Jetzt bereite ich Vorlesung vor und suche Dozentur in Humboldt*)! Hier sind Alpen und Alpensee und alles Gute! Hoffe mich zu erholen und wieder ins Geleise zu kommen! Gib mir möglichst wenig Neues von Schweden!

— — — — — — — — — — — — —

Danke für das letzte Beisammensein!

Es war ein schöner Tag in Putbus! Ich war so ziemlich ausgerottet in Berlin, aber rottete die andern aus. S. verachtete sowohl Aspasia wie L—ß und hatte sie vergessen, mich aber nicht.

Freundl.

Aug. Sg."

Und dann am 10. August 1893 auch aus Mondsee:

28. „Looström ist besser als S—n, aber ich habe schwer zu empfehlen, denn wir sind auseinander, L. und ich. Mach zu, selbst und leg die ‚Seligkeit der Knollen' obenan. Wann ich nach Berlin komme, weiß ich nicht, vielleicht bald, vielleicht nicht so bald.

*) Humboldtakademie, Berlin.

Nach einiger Zeit der Ruhe habe ich wieder Sammlung und arbeite unglaublich! Alles gut!

Jetzt schreibt mir Blumenthal, daß er diese Saison ‚Feuerspielen‘ spielt und daß er ‚Herr Bengts Gattin‘ angenommen hat.

Ich habe ‚Das Band‘ von ihm zurückverlangt*). Also losgelegt!

Dein Freund
Aug. Sg.“

Drei Tage dauerte es, dann war die Ruhe vorbei und er wieder unterwegs. Seine Frau kam nicht schnell genug hin. Am 5. August, einige Tage nach seiner Abreise, schrieb sie mir aus London.

„August ist bei meinen Leuten angekommen, nachdem er mich acht Tage ohne Nachricht ließ. Ich bin recht müde; sehe keine Hoffnung, keinen Ausweg für ihn — denn ich verstehe nichts mehr.“

Sie war also fertig mit London und reiste über Berlin nach Hause.

„August“ wird wohl auch acht Tage ohne Nachricht haben bleiben müssen, denn seine Briefe und Telegramme an sie kamen ohne Antwort zurück. Seine Situation als neuverheirateter Schwiegersohn, beim ersten Besuch bei ihren Eltern — ohne sie war nicht angenehm. Er floh nach Berlin.

Dort erfuhr er, daß sie eben — von Berlin

---

*) Blumenthal spielte später die beiden Einakter, mit Mitterwurzer als Gast, aber ohne Erfolg.

nach Mondsee zu ihm gereist war! Nach einiger Zeit kam sie nach Berlin nach!

Inzwischen quartierte er sich in der Nähe von Dehmel in Pankow ein. Von dort schrieb er mir am 13. August.

29. „Eingewandert in Pankow, das viel besser als sein Renommee ist!

Traf gestern abend P—y.

Pankow ist feiner als Friedrichshagen und fünfzehn Minuten Fahrt. Adresse ist Restaurant Bellevue, Ringel.

Eiligst

Aug. Sg."

Lange hielt er nicht in der guten Stadt an der Panke aus. Ob da in der Nähe ein Irrenhaus war, oder er sich nur einbildete, in der Nähe einer solchen für seine Gemütsruhe gefährlichen Stätte zu weilen, gleichviel!

Die alten Wahnvorstellungen bemächtigten sich seiner wieder mit voller Gewalt. Seine Frau kam da zur rechten Zeit, um ihn zu retten, und sie nahmen in der Pension Müller von der Werra in der Albrechtsstraße Wohnung.

Zurückgekehrt von Rügen, fand ich von ihm folgende Karte vor:

30. „Bruder Adolf Paul

In Deinem Zimmer in Pension Müller mit Frau. Warte Dich mit Nachrichten. Wir bleiben wahrscheinlich vierzehn Tage!

11*

Grüße vom wilden Mann, zahmer Frau und dem guten P—y.

Freundl.

Aug. Sg."

Er hatte Przybyszewski dort getroffen, selbstverständlich, nach allem was passiert war, etwas verstimmt, aber immer noch der „Gute". Von der nahe bevorstehenden Ehe mit der gefürchteten Aspasia wußte Strindberg noch nichts. Die Verheiratung Przybyszewskis trennte dann die beiden Freunde für immer.

„Die Beichte eines Toren" war schon einige Monate im Buchhandel, wurde aber gar nicht beachtet. Wenig Kritiken von Belang erschienen, das Buch wurde nicht viel gekauft, kurz, es war eine Enttäuschung. Scherings Übersetzung war miserabel*). Das Buch, von Strindberg selbst in

---

*) Was Schering rein sprachlich prestierte, war unter aller Kritik. Er schreibt selbst darüber in der „Nachrede" der Neuausgabe bei Müller:

„Mit der ersten deutschen Ausgabe der „Beichte", ist ein Verbrechen an Strindberg begangen worden, ein dreifaches Verbrechen. Zuerst war jene Übersetzung verstümmelt, produzierte an unzähligen Stellen fälschenden Unsinn, führte eine ordinäre Sprache."

Das schreibt er jetzt selbst von seiner damaligen Leistung! Seine heutige Leistung wird ihm sicherlich nicht besser gefallen, — wenn er die auch auf zwanzig Jahre Entfernung bekommt!

Denn was da an „fälschenden Unsinn" produziert wird, genügt, mitsamt der „ordinären Sprache" völlig, um zu bedauern, daß der Verlag Georg Müller nicht in der Lage

einer ihm fremden Sprache verfaßt, entbehrte naturgemäß schon von ihm aus den Schwung und die

---

war, seinen großen Verdiensten um Strindberg auch das einer würdigen Verdeutschung seiner Werke hinzuzufügen!

Die ganze blendende sprachliche Virtuosität Strindbergs geht in dieser „Eindeutschung" total verloren und damit auch ein guter Teil der gewaltigen Wirkung seines Vortrags.

Wie verständnislos Schering dem von ihm übersetzten Buch gegenübersteht, zeigt er zur Evidenz in jener üblen Nachrede zur „Beichte", wo er das Buch als eine Befreiung (!) Strindbergs von „der Knechtschaft der Geschlechtlichkeit" ausgibt oder gar als ein „Testament" interpretiert, das die Kinder Strindbergs „vor dem Schrecken der Geschlechtlichkeit" bewahren sollte!

Die deutsche Kritik, die angeblich, wie Herr Schering schreibt, „so blind" war, daß sie die groben Mängel der Verdeutschung übersah, wird wohl auch heute den „fälschenden Unsinn" auf sich beruhen lassen. Nicht, weil sie nicht mehr als gut imstande sein würde, das schlechte Deutsch des Herrn Schering, über das auch sämtliche Theaterleitungen allgemein klagen, zu würdigen! Sondern — eben weil die meisten der deutschen Kritiker wohl kein Schwedisch können. Sie werden aber auf mein Zeugnis etwas geben können, da ich meine Muttersprache — Schwedisch — kann und Herr Schering nicht. Mit Belegen stehe ich zu Diensten — nur nicht hier! Denn allein über seine fahrlässige Benutzung des Wörterbuchs ließe sich ein Band schreiben!

Über die Kritik kann Herr Schering nicht klagen. Sie hat ihm einen übermäßigen Schutz angedeihen lassen — in der Honorarfrage, obwohl er für seine mangelhafte Leistung das Vielfache von dem bezieht, was für gute Übersetzungen bezahlt wird. Sehr zum Überfluß wurde die Öffentlichkeit damit belästigt und die wirtschaftliche Seite der Angelegenheit in den Vordergrund gerückt.

Wenn da von Wirtschaft geredet werden soll, warum nicht dann die anderen Übersetzer Strindbergs in Schutz

glänzende Virtuosität, die seine schwedischen Werke auszeichnete.

Eines Tages kam Strindberg zu mir, um Abschied zu nehmen, denn nach einigen Wochen Berlin wollte er schon nach dem Süden.

Er war sehr nervös. Die Hundstagshitze hatte ihn sehr mitgenommen. „Ich gleite nur so im Schatten der Häuser vorwärts," sagte er, „kaum daß ich noch atmen kann!"

Steckte dann, wie immer, wenn er kam, die Hände einige Minuten in kaltes Wasser, — nahm die Papierschere und stutzte sich, vor dem Spiegel, die Haare zurecht, schien von allem in Berlin angeekelt zu sein, vor allem von der Unmöglichkeit, auch nur so viel arbeiten zu können, um den „Antibarbarus", den er schon dem Bibliographischen Bureau angetragen hatte, ins Reine zu bringen.

Ich redete ihm zu, doch zu bleiben und die Theaterdirektionen, die seine Stücke hatten, anzutreiben, aber da kam's nervös:

---

gegen Schering nehmen? Sie haben — mit voller Autorisation — die meisten seiner wichtigsten Dichtungen übersetzt, lange ehe Schering das Heft in die Hand bekam. Und traten für den Dichter ein, als er hier noch nichts galt!

Herr Schering glaubt, sich noch über den Staatsanwalt beklagen zu müssen! Der Staatsanwalt hielt, laut Schering (siehe Nachwort zur Beichte eines Toren), „von der ordinären Sprache der Übersetzung irregeführt, das Buch für unsittlich und machte dem Dichter den Prozeß".

Nach Strindbergs eigener Schilderung wurde der Staatsanwalt in ganz anderer Weise „irregeführt".

Ich gebe sie nach meinem Tagebuch wieder.

„Ich muß sowieso schleunigst von hier fort! Hier gibt's bald Skandal! Diese verfluchten Weiber (er meinte seine Frau und ihre Freundin) haben mit Schering einen Plan ausgeheckt, um das ‚Plaidoyer' vorwärts zu bringen! Sie haben dem Staatsanwalt ein Exemplar geschickt — mit den gefährlichen Stellen rot unterstrichen und einen anonymen Brief: ‚Wie lange noch sollen wir's dulden, daß unsere Jugend usw. von den Modernen vergiftet wird' und ‚deutsche Mutter' unterschrieben! Da muß ich fort von hier! Für solche Scherereien habe ich keine Zeit!"

Das Einschreiten des Staatsanwalts folgte auch prompt, und so kam etwas Leben in die Sache.

Strindberg war inzwischen mit Frau nach Brünn gezogen, von wo er mir schrieb:

31. „Angelangt Brünn wohin meine Adresse ohne weiteres gestellt werden kann. Die Situation etwas dunkel. Bitte, falls die Beichte eines Toren freigegeben wird, mir gleich Nachricht zu geben.

Gruß Dein Freund
Strindberg."

Das war im Oktober. Im November ging ich nach Finnland auf einige Monate und erhielt da von ihm folgenden Brief:

32. „Bruder Paul

Ich schreibe ungern an Freunde in schwedisch

sprechenden und schwedisch schreibenden Ländern aus Gründen, die Du verstehst! Aber ich beglückwünsche Dich zur Befreiung — ich kenne ja den Preis nicht.

Jetzt habe ich Frau Werra auf dem Hals wegen des Reverses, den sie mir abpreßte und sie hat die Sachen meiner Frau gepfändet. Es scheint ihre Spezialität zu sein, zu erpressen und selbst zu pfänden. Was für eine Rolle ich in Brünn habe, ist mir unbekannt. Wien habe ich nicht gesehen aber, daß ich zwei Stunden von der Schädelstätte liege, hat die Wiener erstaunt und wird als Exil gedeutet. Hätte ich Geld gehabt wäre ich längst dagewesen.

Ich schrieb an D—g eine Postkarte und gab meine neue Adresse, aber bekam keine Antwort. Kannst Du eine Antwort bewirken wenn Du am Platze bist?

Mein erster Antibarbarusbrief ist fertig und übersetzt und wird morgen der Zukunft zugesandt.

Geheimnis*) endlich gedruckt! Elend versteht sich!

Lidforß ist still und ich habe nichts in D. N.**) von ihm gesehen.

Wie nahm P—y seine Trauer? Und sind sie wieder vereinigt?

---

*) Das Geheimnis der Gilde

**) Dagens Nyheter, Stockholm

Wie sieht's in Finnland aus und wie gestaltet sich Deine Zukunft?

Freundl.

August Strindberg.

Brünn, Theresien-Glacis 9.

10. November 1893."

Am Tage nachher kam folgender Brief an:

33. „Bruder Paul

Soeben schrieb D—g, daß er ‚vergebens die Malerei zu verkaufen gesucht' (Lundberg*) versteht sich!) aber fragt, ob er es nach Schweden senden soll. Übrigens verteufelt liebenswürdig.

Neulich las ich von Frau von Essen. Es freut mich, daß ihre Demonstration (sie ist ja Mitglied des ‚Frauen'-Vereins) nicht ganz verunglückte, denn das hätten meine Kinder vergelten müssen.

Siehst Du zufällig die Kinder, so grüß sie und flüstere Ihnen alles Gute und Hoffnungsvolle für ihre Zukunft zu, und von mir, und vom Wiedersehen usw.

Wenn meine Büste noch im Musei-Vestibül vorhanden, so sag ihnen, daß sie mich da sehen können.

Revue de deux Mondes hatte am 1. November ein Essay betitelt Aug. Sg., in dem Schweden forträsoniert wurde, wahrscheinlich auf Betreiben Olas und Maras!

*) Ein schwedischer Maler.

Wie geht's Dir?

Apropos: soll ich dem Schw. D—g das Gemälde schenken? Nein! Rappelliere Du es nach Helsingfors, hänge es da an Deine Wand, bis ich anderweitig bestimme! Vielleicht an die Kinder. Aber wasch den Papierzettel erst mit warmem Wasser ab. Laß mich wissen, ob Fräulein David auch in H—fors lebt! Und was die Kinder in der Schule sagen! Meine Geldnot ist groß, und vom Ruhm lebt man nicht!

Warum sind die Finnländer so böse auf mich? Und sind sie es?

Hast Du den schwedischen Verfasserverein und Alb. B—s Rachegeheul gesehen (indirekt mit O².s Jubiläum in D. Nr.!). Der König Ehrenmitglied und Snoilsky Präsident!

Lebewohl! Und schreib mir bald!

Dein Freund

Aug. Sg.

Brünn, Theresien-Glacis 9
11. November 1893."

Es war schwer, Frau von Essen zu treffen. Schließlich wurde ich von ihr empfangen und sah vor mir eine hochgewachsene schlanke Frau mit von Leiden gealtertem Gesichte, die Haare leicht ergraut. Ihre große Ähnlichkeit mit Strindberg war schlagend! Derselbe Ausdruck des Gesichts, dieselbe Art, die Haare zu tragen! Alles war auffallend ihm nachgebildet, als hätten die beiden

Gatten in ihrer langen Ehe voneinander Typus genommen. So stark war der Eindruck, daß ich die bestimmte Empfindung hatte: „Die zwei Menschen gehören ewig zusammen! Sie sind geschieden und doch untrennbar miteinander verbunden!“

Wer die „Beichte eines Toren“ liest, wird auch sicherlich den Eindruck haben, daß er das eine Mal und nie wieder so stark von einer Frau gefesselt war, und daß da die Trennung nur äußerlich sein konnte. Innerlich verknüpft eine solche Ehe sicherlich mit Banden, die nie zu lösen sind.

Sie empfing mich äußerst reserviert, da ich mich als sein Freund vorgestellt hatte, dankte kühl für die Grüße, sagte förmlich, es würde sie freuen, mal zu hören, „daß es Herrn Strindberg gut ginge“!

„Die Beichte“ wurde nebenbei erwähnt. Sie fragte, ob ich das Buch gelesen hätte, aber äußerte sich nicht dazu. Damit war die Audienz erledigt. Die Kinder durfte ich nicht sehen, konnte also Strindberg zu dem, was er ohnehin schon wußte, nämlich daß es ihnen gut ging, — nichts hinzufügen.

Dann kam noch ein Brief von ihm aus Brünn, datiert 16. November 1893.

34. „Danke für die Karte! Was war mit L—ß los? Er schrieb mir aus Wittenberg, wo er sich verankert hat. Warum nicht in Leipzig? Hat er Aspasia entführt? Er war falsch gegen Dich! Sehr! L. scheint mir rätselhaft, und ich

hatte immer die Empfindung, ein Reptil (Aspasias) neben mir zu haben. — — — — — —
Du rottest wohl T. jetzt aus, sonst rottet er Dich aus. Er war ein widerlicher Kerl und verdient nicht mehr Mitleid als andere! Ich erinnere eben! Als ich eine Gemäldeausstellung in Stockholm veranstaltete, kaufte F. ein Bild, aber löste es niemals ein. Jetzt ist es verkauft. Aber glaubst Du, er würde D—gs nehmen, wenn Du den Zettel erst abwäschst? Für den Fall bitte ihn die Summe direkt an Frau v. Essen zu geben. Sie braucht immer Geld und schreit immer wieder nach Geld. Ich habe von ihrer, vom Publikum unerbetenen Gelegenheit, ihr Talent beurteilen zu können, gelesen. Es freut mich aufrichtig, wegen der Kinder, daß sie so gut aufgenommen wurde (auf meine Kosten versteht sich!).

Sahst Du sie; und welchen Eindruck macht sie auf Dich, Ripper?

Das mit der Scheidung geniert mich nicht. Nichts geniert mich außer Geldmangel!

Ich lebe unbeschreiblich, ob gefangen oder frei weiß ich nicht, nur daß ich einen Gefängniswärter habe.

Was ist in Finnland zu machen? Kannst Du eine Freie Bühne machen?

Antoine ist in Berlin und feiert Hauptmann Ich war zur Feier eingeladen, aber verhindert. Ich habe jetzt Antibarbarusbrief Nr. 2 fertig und schreibe an 3.

A. ist mein Vertreter und Berichterstatter in Berlin! Erzählte, daß P—y neues geschrieben! Was machten eigentlich die beiden L. und P. zuletzt in Berlin? Und wann arbeiteten sie?

Ich lese D. N., aber kein Wort von L. Er soll ein akuter, chronischer Lügner sein, sagte Prof. B.! — Familienzug!

L. hat nicht im geringsten um Entschuldigung für sein Ausbleiben von der Lundreise gebeten? War er falsch auf mich?

Hast Du gesehen, ob die Zeitungen im Norden den Artikel der ‚Revue de deux Mondes‘ über mich erwähnt haben?

Schweden hat im ‚Journal de Debats‘ eins auf den Kopf gekriegt, so, daß ‚Le Figaro‘ O[2]. und das Reich verteidigen, und die Norweger verhauen mußte.

Erzähl einiges von den letzten Tagen in Berlin! L—ß schreibt sehr mystisch aus Wittenberg! Aber bittet mich zu schreiben! Ich glaube, er liegt da mit Aspasia.

Kein Mensch in Lund glaubt an ihren Vetter mit fünfhundert Mark und Prof. B. meinte nicht, daß sie verheiratet war.

Nahm sie mein Arsenik? Nein!

Hier ist ein Dreckwinter und eine Schornsteinstadt. Ich frage immer noch, wie zum Teufel bin ich hierher gekommen? Und was mache ich hier!

Lebe wohl und schreibe mir etwas von meinen Kindern z. B.

Dein Freund

August Strindberg.

Brünn, Theresien-Glacis 9.

Was macht L—g, der alte Urning?"

Was Strindberg in Brünn machte, wußte auch kein anderer Mensch! Aber — schließlich war's wohl die richtige Stadt um den „Antibarbarus" zu schreiben.

Im November ging's weiter, wie die folgende Karte zeigt.

35. „Bruder Paul!

Seit dem 11. November habe ich keine Nachricht von Dir. Es scheint mir, als ob die Briefe ‚verschwänden'! Ist's so?

Ich kam mit dem ‚Vater' zu Wort, in Rom vorige Woche. Erfolg unbekannt. ‚Revue de deux Mondes', die ein Essay über Aug. Sg. am 1. Nov. hatte, ist von mir noch ungelesen. Der Verfasser ist Cherbuliez aus der Franz. Akademie.

In welchem Genre war's? Ola Hansson wird gegen Schweden ausgespielt!

Freundl.

Aug. Sg.

Bemerke meine neue Adresse Ardagger,
Via Amstetten,
Nieder-Österreich."

Und dann am 3. Dezember noch folgender Brief:

36. „Adolf Paul, Br.

Es wird Weihnachten und ich fange an, mich entsetzlich wegen der Kinder zu beunruhigen! Die Gelder, die ich von Berlin haben sollte, bleiben aus, von unsichtbaren Händen zurückgehalten, und ich muß jetzt von allen Ecken und Enden hundert-und-fünfzig-Markstücke zusammenscharren. Hast Du keine Hoffnung, den ‚Giftpilz' zu verschachern*) und das Geld direkt an Frau v. E. zu dirigieren? Laß mich hören, was Du von ihrer Situation weist. Ist sie zu schwer, glaubst Du nicht, daß dann Lindberg (ich bin ihm ja Geld schuldig, seitdem er nicht Sankte Per spielen wollte) eine Bettelmatinee geben möchte? Oder Du mit einem Deiner Stücke unter Mitwirkung der Künstlerschaft? Aber keins meiner empörenden Stücke! — Möglicherweise ‚Debet und Kredit' oder ‚Spiel mit dem Feuer'?

Bist Du in Sibirien oder Åbo? Ich habe keine Zeile von Dir seit dem 11. November. Versuch das nächste Mal eine fremde Hand die Adresse schreiben zu lassen. Auch die Korrespondenz mit Lidforß scheint mir abgeschnitten. Ich wohne jetzt an der Donau so nahe, daß ich das Wasser rauschen höre, wenn ich im Bett liege. Arbeite viel. Denke mehr,

---

*) Kein Mensch wollte das geringste dafür geben. D—g zog sich zurück, weil das Gemälde nicht richtig signiert war.

lese unglaublich viel. Die Landschaft ist schön. Fluß mit Steyer-Alpen im Hintergrund. Das Haus groß, fünfzehn Zimmer usw. Freundliche Menschen, viel zu essen und früh zu Bett.

Also ich bin gerettet, aber die Kinder! Wie geht es Dir? Und was machst Du?

Viktor Cherbuliez ist derjenige, der in ‚Revue de deux Mondes' geschrieben hat! De l'Academie-Française! Unter Pseudonym Dalherb.

Laß jetzt bald etwas hören und rekommandiere im schlimmsten Falle.

Freundlichst
August Strindberg.
Ardagger, via Amstetten
Nieder-Österreich
3. Dez. 1893."

Seine Frau, die in einem der vorigen Briefe zum „Gefängniswärter" avanciert war, schien er schon im Verdacht zu haben, die Briefe seiner Freunde, von denen sie ihn seit der Verlobung immer mehr zu trennen suchte, zu unterschlagen! Nur darauf bezieht sich der Wunsch, die Briefe rekommandieren oder von anderer Hand adressieren zu lassen.

Ich hatte keine Gelegenheit mehr, mich um seine Familie zu kümmern, da ich eben im Begriff war, Finnland zu verlassen, um nach Berlin zurückzukehren.

In Helsingfors empfing ich noch nachstehendes Schreiben.

37. „Adolf Paul, Br.

Deinen letzten Brief bekam ich schließlich, danke! Aber ein paar Worte mehr von den Kindern und ihrer Situation hätten mich mehr beruhigt.

In einem Briefe meiner ältesten Tochter erzählt sie, daß sie, die Kinder, auf dem finnischen Theater gespielt haben. Was bedeutet das? Und war's Matinee? Spielte meine Frau? Usw.

Laut Rapport aus Berlin von L—ß, der bis jetzt und den ganzen Herbst in Wittenberg und Harz gelegen hatte, ist Aspasia wieder da. Der Pole ist unglücklich, denn Aspasia besucht nunmehr mit — Munch!!! allein (ohne ihn) das Ferkel! Also der Schluß wie der Anfang.

L—ß ist aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, haßt Aspasia tödlich und rottet sie aus, was er kann.

Der wilde Mann ist wegen Verspottung und Unzucht*) verklagt und fürchtet den Ausgang. Er streifte umher und war in Genua, aber ist jetzt wieder in Pankow.

Lidforß treibt wahrscheinlich in die Literatur hinein!

Was er den ganzen Herbst hindurch im Harz gemacht hat, erzählt er nicht, aber ich

*) Bezieht sich auf den Prozeß wider Dehmel, wegen seiner Gedichtsammlung „Aber die Liebe".

glaube, daß seine Harzreise in intimstem Zusammenhang mit Aspasias Montreuxfahrt stand. In Lund nahm man an, sie wäre gar nicht verheiratet und ich konnte nicht darauf schwören.

Ich erhielt ein Zech-Telegramm, unterzeichnet D—g, Sibelius, Gallén, in dem ich geduzt wurde und auch benachrichtigt, daß man Pommery trank. Die Depesche kostete 1 Gulden 50 Kreuzer in Fuhrlohn. Ob D—g das Bild gekauft hat, stand da nicht, aber ich nehme es an. Oder wie?

Also T— schrieb ein Buch über seine Aspasia? Wie war's? Das Buch? Es ist wohl ekelhaft in Finland? Mein Antibarbarus kommt bald, Heft I, in Berlin und Paris heraus, von Alb. Bonnier natürlich refüsiert!

Und dann, mit einem Dank für das wundervolle vorige Jahr, ein gutes neues Jahr! vom

Freunde

August Strindberg.
Ardagger via Amstetten.
Nied.-Österreich,
2. Januar 1894."

Meine Arbeit in Finnland war beendigt und mit Einbrechen des Frühlings steuerte ich wieder südwärts, nach Berlin.

Der Prozeß wegen der „Beichte eines Toren" war noch nicht entschieden. Die Justiz arbeitet

langsam, auch wenn es gilt, die bedrängten „deutschen Mütter" im Kampf gegen die „Vergiftung der Gemüter ihrer Kinder" zu schützen.

Als der Prozeß schließlich entschieden wurde, nahm das Gericht von der Aussage der Verwandten Strindbergs in Stockholm Notiz, daß das Buch „im Strindbergschen Familienarchiv deponiert gewesen war", um nach seinem Tode seine unglückliche erste Ehe klarzustellen, für diejenigen, die es interessiert, — sowie, daß er's schon bei Lebzeiten veröffentlicht hatte, um den unvorteilhaften Gerüchten entgegenzutreten, die, wie er behauptete, von den Verwandten seiner ersten Frau über ihn in Umlauf gesetzt worden waren*). Das hohe Gericht nahm, wie gesagt, von alle dem Kenntnis, aber auch, wie sich's gebührt, vom Buche selbst. Acht Stunden soll die Lektüre gedauert haben, und dann kamen die Hüter der Gerechtigkeit zur Einsicht, daß Strindberg sich nicht bewußt gewesen war, ein unsittliches Buch zu schreiben, als er seine Beichte schrieb, und auch nicht die Absicht gehabt hatte. Der Autor, der Übersetzer**) und der Verleger wurden freigesprochen. Die mir vor-

*) Wo bleibt da der „Kampf für die Befreiung von der Knechtschaft der Geschlechtlichkeit", Herr Schering!? Strindberg kämpfte sein Leben lang eher, um die Heiligkeit des Geschlechts gegen die Brutalisierung der Geschlechtlosen — hochzuhalten!

**) Der seine ihm kontraktlich auferlegte Anonymität durch den Prozeß los wurde und nachher öffentlich als Übersetzer genannt wurde. Aus Schamgefühl hat er später wieder das Feigenblatt angelegt.

liegende Zeitungsnotiz aus jener Zeit erwähnt auch, daß das Buch vernichtet werden sollte! Was keinesfalls verhinderte, daß es heute lustig weiterlebt!

Die Kosten wurden der Staatskasse auferlegt. Sämtliche Beteiligten kamen also glimpflich davon! Auch der Staat, der sich gern die literarische Bildung seiner Richter etwas kosten lassen kann! Das „Plaidoyer" Strindbergs aber hatte sich, auch vor Gericht, wirksamer gezeigt, als er selbst erwartete.

IX

Inferno

Strindberg war jetzt am Anfang der schwersten Periode seines Lebens, in der er allein, von allem abgeschnitten und ohne Schaffensfreude leben sollte, bis er sich endlich nach Jahren zu der befreienden Tat aufraffte, der großen Abrechnung mit sich selbst, die er in seinem „Inferno" und „Nach Damaskus" schildert.

Sein Mißtrauen und seine Angst waren ins Unermeßliche gewachsen. Er wähnte sich überall von Feinden umgeben und war stets parat, einem Überfall aus dem Hinterhalt zu begegnen! Er unterschied da nicht mehr zwischen der Wirklichkeit und dem, was allein in seiner Vorstellung existierte; er war von einer einmal gefaßten Meinung durch

nichts abzubringen und beging manche Ungerechtigkeit, die nicht mehr zu entschuldigen war.

Im Jahre 1894 stand er auf Kriegsfuß mit fast allen seinen Freunden, brach mit vielen von ihnen, ohne sichtlichen Grund und kämpfte wieder gegen das Gespenst des unfreiwilligen Wahnsinns, das ihm, als letzte Bescherung, aus dem Aspasiaroman erblühte.

Seine Antibarbarusbriefe fingen an, die Öffentlichkeit zu beschäftigen, und zwar nicht zu seinem besonderen Wohlgefallen! Denn in der Wissenschaft ließ er am allerwenigsten mit sich spaßen! Da hatte er eine seiner verwundbarsten Stellen. Seine Briefe aus jener Zeit (Frühjahr 1894) bieten in dieser Beziehung viel des Interessanten.

Ich führe sie in der Folge an.

38. „Ardagger via Amstetten,

4. Mai 1894.

Lieber Paul.

Nein, ich lasse keine Klatscherei auf mich wirken, und niemand hat von Dir geredet, als L—ß, daß Du ihn für Dich zahlen ließest, wobei ich mich nicht darauf einlassen kann, mit Steinen zu werfen, da so viele mich in der Beziehung verleumdet haben.

Aber L—ß kenne ich nicht mehr. Er übersetzte Antibarbarus, spielte den bewundernden Schüler usw. Und dann soll er gleich danach, — drei Tage danach, den Artikel in D. N. geschrieben haben, in dem mein Buch als das

Produkt eines bewußten Schelms, der nachher verrückt wurde, geschildert wird.

T. war ein hinterlistiger, falscher Finne*) und die Frau kennst Du, siehst also, daß Du schon welche hast, die gegen dich arbeiten.

Beglückwünsche Dich zur Erlösung von Finnland. Es muß ein verfluchtes Land sein, wie ich es ausgerechnet hatte.

Aber jetzt: hast Du keine lebende Seele gehört, die Antibarbarus ernst genommen hat, und gesehen, daß darin Anregungen enthalten sind?

Asch und Schleich nahmen alles an und Schleich war enthusiastisch und versprach, in der „Zukunft" zu schreiben!

Was sagt man in Berlin, Stockholm? Helsingfors?

Willst Du Schleich aufsuchen! Er war Dir freundlich gesinnt, er wie Asch. Und höre ob er abgefallen ist und ob er dem L—ß ein derartiges Benehmen zutraut! Schleich ließ einen Chemiker die vermutete Kohle untersuchen, die ich aus dem Schwefel hergestellt hatte. Aber keine Antwort! Der Pole haßt mich, ist für mich tot! Ist er in Berlin? Munch war Hausfreund und Schleich verkehrte im

*) Strindberg konnte ihm anscheinend sein Laufen auf Rügen nicht verzeihen, hatte aber Unrecht in seinem Urteil über ihn. Denn T— war eine vornehme, liebenswürdige und hochanständige Natur, er hatte sich Strindberg gegenüber nichts vorzuwerfen und war oft für ihn eingetreten.

Hause. Ja, mein Winter war ruhig und schön, mit unglaublichem Arbeiten. Habe es jetzt noch schöner in einer herrlichen Natur und erwarte das Kind zu Pfingsten. Die Mutter ist schon zur Mutter entwickelt und alles unerwartet gut.

Wenn ich nur wegen der Kinder Nachts Ruhe hätte! Wie haben sie's?

Willst Du im Sommer schön und billig wohnen, an der Donau selbst, mit Alpen im Hintergrund, so habe ich nichts dagegen, daß Du fünf Minuten von hier entfernt im Restaurant der Granitwerke wohnst. Billig und einfach mit Zimmer und Essen für etwa 50 Mark monatlich, und meine Frau wird genug mit dem Kinde zu tun haben, um dich nicht zu plagen!

Die Reise nach Wien 3. Klasse ung. 30 Mark, glaube ich. Dann ist's nur ein paar Stunden nach Amstetten via Salzburg-Linz und dann ein Wagen nach Ardagger und über Donau 5 Minuten nach Dornach, wo ich wohne.

U. A. w. g. freundl.

August Strindberg."

Er hatte „nichts dagegen!" Aber ich sehr viel! Die Erlebnisse mit ihm im Sommer 1893 auf Rügen genügten mir völlig. Ich hatte keine Lust, sie zu wiederholen, und auch keine Zeit. Die Nichtannahme seiner Aufforderung verstimmte ihn und machte ihn mißtrauisch. Er ließ vorläufig nichts

merken! Aber ich wußte, daß er auch mir gegenüber eines schönen Tages mit irgendeinem der üblichen Überfälle herausplatzen würde, und kümmerte mich nicht darum. Zunächst schlachtete er immer noch das Aspasiatrio ab. Selbstverständlich hat das nur einen Wert als pathologische Äußerung des Strindbergschen Gemüts. Für die Beurteilung der Angegriffenen ist es völlig belanglos. Przybyszewski verlor dadurch nicht sein Talent, Lidforß brachte es zum Professor an der Universität seiner Vaterstadt und zu großem und berechtigtem Ansehen, und Aspasia krönte ihr buntbewegtes Leben durch die Apotheose eines romantischen Todes.

Stören, verstimmen und ärgern konnte er wohl! Aber bis auf die Bekehrung einzelner speichelleckerisch veranlagter Schafsköpfe gelang es ihm niemals, Schicksal zu spielen. Dazu hatte er wohl die nötige Rücksichtslosigkeit aus dem Hinterhalt seiner Schreibstube! Aber vor den Gespenstern, die ihn heimsuchten und ihm die Feder führten, vor jenen ungeratenen Kindern seines Mißtrauens und seiner Furcht lief er davon, wenn er glaubte: nun gilt es wirklich, für das Gesagte einzutreten!

Am 10. Mai schrieb er aus Årdagger folgenden merkwürdigen Brief:

39. „Lieber Paul!

Danke für Brief!

Jetzt vom Aftonbladet Kenntnis genommen und von dem Eindruck, den es auf die Ver-

wandten gemacht hat. Finde, daß diesmal etwas gemacht werden muß, damit meine Freiheit nicht bedroht werden kann.

Willst Du Schleich und Asch aufsuchen und sie bitten, ein Attest in folgender Weise zu schreiben:

‚Auf Grund öffentlicher Äußerungen in schwedischen Zeitungen, betreffs des Gemütszustandes August Strindbergs beim Niederschreiben von Antibarbarus, bezeugen wir hiermit unter unserem Eid als Ärzte, daß wir, bei unserer Begegnung mit dem Verfasser, Anfang April, als er in Berlin, behufs Korrekturlesung war, ihn nicht nur beim vollen Gebrauch seiner gesunden Sinne, sondern noch intellektueller und physisch energischer fanden als da wir während einer langen Freundschaft, im vorigen Jahre das Vergnügen hatten, ihn persönlich seine neuen und kühnen Gedanken über den Verfall der Naturwissenschaften aussprechen zu hören. Was Antibarbarus betrifft, (folgt ihre Meinung!).'

Dies unterzeichnen sie mit Namen und Titeln, vor allem nicht zu vergessen: ‚Praktizierende Ärzte', damit man sie nicht für Kandidaten hält. Sie senden es in zwei Exemplaren, eins an Aftonbladet, eins an Dagens Nyheter und drohen mit der deutschen Presse, wenn es nicht eingeführt wird.

Haben sie Angst, dann bitte Schleich an Haeckel in Jena zu schreiben, der vor drei

Wochen das Buch bekommen hat und sein Gutachten über den Gemütszustand des Verfassers auszubitten. Wenn sie in Berlin andere Autoritäten haben, ist's auch gut.

Gut wäre, wenn im Attest angeführt werden könnte, daß Antibarbarus keine Dilettantenarbeit ist usw., und daß es nichts als der konsequente Transformismus und Monismus ist, zum ersten Male auf die Chemie angewandt. Tue dies Paul, dann sende ich einen Nagel und einen Strick an H. B. (Branting, dem Freunde!) Und B. L. (Lidforß, dem Freunde!).

Und paß auf Schweden auf.

Dein Freund
August Strindberg.

Ich habe in Italien Verlag für Antibarbarus bekommen. Der Übersetzer findet das Buch sublim! Lombrosos Äußerung wird erwartet."

Zum Glück wurde aus dieser ganzen Sache, die ihn nur lächerlich gemacht hätte, gar nichts.

Aber der Spuk des Wahnsinns hatte ihn wieder, ließ ihm keine Ruhe und entlud sich in gehässiger Verfolgung seiner Freunde, die, wie er wähnte, an nichts anderes zu denken hatten, als ihn mit der Strohkrone des Irren zu schmücken.

Zunächst wieder gegen das Aspasiatrio.

Der nächste Brief war wieder ein Vernichtungsversuch in dieser Richtung. Auch aus Ardagger und „am zweiten Pfingsttage" (15. Mai 1894)

datiert. Er ist trotz des empörenden Inhalts nicht zu umgehen, und ich führe ihn hiermit an.

40. „Lieber Paul.

Ich glaube, Du hast Angst! Der Pole ist ganz ungefährlich, denn wenn er lügt, hört er auf, spirituell zu sein. Folgendermaßen ist sein Status. Das Luder Aspasia fing Birnbaum*) ein, den Redakteur der Freien Bühne. Der Pole lobte in der Zeitschrift die Malereien des Freundes Munch in solch idiotischer Weise ‚Rückenmark und Neuroglia, Gebärmutter und mein altes Sonnengeflecht‘, daß Birnbaum verabschiedet wurde und die ganze Blase platzte.

Was hilft es, daß sie sich gegenseitig loben, wenn kein Mensch sie liest? Ola H. lobte ja Viktor Rydberg (Ehrenmitglied des schwedischen Verlegervereins!), aber niemand liest ihn in Deutschland.

Daß Frau T. mir bei Lautenburg geschadet hat, glaube ich, aber ich habe neun Königreiche und kann's mir leisten, Norwegen zu verlieren.

Daß der Pole mich haßt, weil ich seine Aspasia hatte ehe er sie kennen lernte, verstehe ich. Aber ich konnte anderseits nicht mein Beiwohnen mit Rücksicht auf seine künftige Ehe einrichten.

---

*) Soll Otto Julius Bierbaum sein.

Nicht mal L—ß ist gefährlich, denn er ist pathologisch und sucht sich schon einen Nagel oder einen Ast nach seiner Großtat, denn solche Taten bringen Disharmonie mit sich.

Er schilderte ihr Zusammenleben mit Polen als sie zu dreien in einem Zimmer wohnten, der Pole betrunken einschlief und er und sie auf dem Bettrande ohne weiteres saßen (?)

Dann kam der Schwager B. mit den Millionen. Der Pole verteidigte sich damit, daß Aspasia in einem Monat vier Nationen gehabt hatte. B. suchte L—ß auf und erhielt die Bestätigung! Dann sollte man doch glauben, daß ich aus dem Spiele wäre! Ihr Haß zu mir hat tiefere Gründe*).

Und jetzt streiche ich L—ß aus der Zahl der Lebenden! Er existiert nicht mehr für mich! Seine allerletzte Tat war mir geradezu unheimlich und ich erspare mir sie zu erzählen**). Ich habe einmal das Wort ‚unsaubere Person' von ihm gebraucht und wiederhole es! Aber Asch und Schleich?

Warte ungeduldig!
Freundl.
August Strindberg."

---

*) Strindberg vergaß stets, wie er selbst den Haß gesät hatte.

**) Das Briefpapier war nämlich alle. Die Tat kam aber im nächsten Brief.

41. „Ardagger, 19. Mai 1894.

Mörner schreibt jetzt, daß H. B. in A. B., B—n, der Schwager Polens ist!*) Da kann man wissen, wo man L—ß hat.

Das folgende müßte A. wissen. Als ich nach Berlin kam, versetzte ich Uhr, Ring, Reisedecke, Schal und löste 100 Mark. Lebte wie ein Asket in Friedrichshagen, aß kein Mittag sechs Tage lang, während L—ß mein Geld vertrank und verhurte.

Er klagte über das geringe Honorar, 25 Mark für Bogen, aber ließ sich für den ganzen ersten Bogen honorieren, den ich und meine Frau übersetzt hatten. Daß er Scheerbart engagierte, ging mich nichts an, wie das ganze Geschäft überhaupt, das er selbst mit dem Bureau abschloß**).

Seine Unverschämtheit war pathologisch wie sein Schmutz und seine Verlogenheit.

Am letzten Abend in Friedrichshagen***) saßen wir und tranken mit dem Wirt.

Dieser ließ eine Äußerung fallen, die L—ß als Lügner und Aufschneider entlarvte. Beschämt stand L. auf und ging und kam nie

*) Also doch nicht der „Freund Branting"!

**) Es handelt sich um die Übersetzung des Antibarbarus, Heft 1, die Lidforß, der die nötige wissenschaftliche Vorbildung hatte, besorgte.

***) Strindberg wohnte im Frühjahr 1894 zum zweiten Male auf kurze Zeit in Friedrichshagen, als Antibarbarus in Druck ging.

wieder. Am folgenden Morgen stand sein Bett leer. Ich fuhr nach Berlin; suchte A. auf. Dieser sandte einen Dienstmann nach Friedrichshagen mit Geld, um mein Zimmer zu zahlen und meine Sachen abzuholen. Der Bote kam zurück mit dem Bescheid: ‚Der Wirt kenne Dr. A. nicht.'

Nachmittags bekam ich diese Nachricht bei A., wo L—ß war, mit dem Aussehen eines Banditen. Ich fuhr sofort, von L. begleitet, nach Friedrichshagen. Der Wirt entschuldigte sich und fügte hinzu, daß er die Sachen auf Befehl eines Fremden nicht hätte herausgeben können. (L. verduftete.)

Ich wandte ein, daß der Bote Befehl hatte zu telephonieren, wenn etwas im Wege wäre.

Da antwortete der Wirt, daß Dr. L., der dabei gewesen wäre, Dr. A. nicht hatte kennen wollen.

(L. hatte gleich vorher gesagt, daß er bei Ankunft des Boten nicht in Friedrichshagen gewesen war.)

Und außerdem hatte L. gesagt, daß ich seine Rechnung bezahlen sollte!

Das bestritt ich!

Da hast Du L—ß, der meine Sachen sistierte!

Und selbstverständlich schloß es damit ab, daß ich ihm Geld schuldig war!

Ich hatte ihm versprochen, ihm zu helfen, wenn ich in Berlin Geld bekäme, aber da

ich keins bekam, erhielt er 10 Mark, so daß ich 24 Stunden 3er Klasse reisen mußte!

In Lund wurde er vom Prof. B. ein pathologischer Lügner genannt und seine Laufbahn war beendigt!

Ich brauche ihm den Strick nicht zu senden, denn seine nächtlichen Spaziergänge in Friedrichshagen, die mir der Wirt enthüllte*), deuteten Wege an, die beim Taschendiebe**) Polens anfingen und in Plötzensee zu endigen pflegen!

---

*) Es wäre nicht ohne Interesse, sich diesen Ehrenmann, dem Strindberg so unbedingt glaubte, näher anzusehen!

**) Diese immer wiederkehrende ungeheuerliche Behauptung Strindbergs ist durch nichts zu entschuldigen und entbehrt jeder tatsächlichen Begründung. Sie wird auf den Umstand zurückzuführen sein, daß Przybyszewski eines Tages auf der Straße einen Entgegenkommenden als einen berüchtigten Taschendieb bezeichnete! Also — weil er das behauptete — mußte er selbst einer sein! Und selbstverständlich sein Intimus Lidforß auch! Logik — „weibliche"! Im übrigen weise ich nochmals auf die vorher angeführten Briefstellen Przybyszewskis hin. Jeder Unbefangene wird zugeben müssen, daß es sich hier um eine echte, wahrhaft beglückende Leidenschaft handelte. Das wußte Strindberg. Und es war zum mindesten herzlos von ihm, durch seine Verleumdungen, die er in alle Welt schrieb, jenes Glück zweier Menschen stören zu wollen, aus bloßer Angst, weil er selbst sie hatte sitzen lassen, und aus bösem Gewissen wegen seiner Liebelei mit ihr, — während seiner eigenen Verlobungszeit. Przybyszewski hatte ihm nur Grund gegeben, dankbar zu sein. Er hatte, wie wir alle, seine Zeit geopfert, um zu helfen, Strindberg vorwärts zu bringen, er hatte ihn bei seinen polnischen Freunden im Augenblick der höchsten Not Geld verschafft. Und ich bezeuge hiermit, daß er nichts gegen Strindberg vorgenommen hatte, was Strind-

Hüte Dich, kompromittiert zu werden! Und warne A. und S.

Ja — wo bleiben A. und S.? So still, so still!

Verweigern sie mir ein Attest, das jeder Bettler von der Straße verlangen kann?

L. sagte mir, daß Aspasia A. meine Äußerungen über ihn mitgeteilt hatte. Wie Du wohl ahnst und auch A. wissen lassen müßtest*), gingen sie von Polen aus, wie Du auch be- bezeugen kannst!

Also was ist in Berlin geschehen, seitdem ich reiste! A. und S. waren vollkommen einig mit mir in allen Antibarbarus betreffenden Punkten. Genau wie L.! Und jetzt! U. A. w. g.

Freundl.

August Strindberg**)."

berg zu seinem Vorgehen berechtigte. Daß die Verleumdung, die er, wie fast alle, als Dank einheimste, ihn verstimmte, ist ihm nicht zu verdenken und berechtigt Strindberg keinesfalls zu seiner unwilligen Bemerkung dagegen in „Entzweit".

*) Es bedarf der Versicherung nicht, daß ich nie daran dachte, derartigen Zumutungen zu entsprechen!

**) Strindberg hatte Lidforß in der schlimmsten Weise bloßgestellt! Trotzdem bediente er sich seiner Hilfe, und Lidforß fand sich bereit, ihm bei der Redaktion von Antibarbarus zu unterstützen. Daß nach den vorhergehenden Reibungen ein gewisser Zwang sich in dem früheren freundschaftlichen Verhältnis einstellen mußte, war zu erwarten. Aber diese Hinrichtung, — wegen einer Wirtshausrechnung von ein paar Mark! Diese maßlose Anschuldigungswut auf bloße Annahmen hin!



Strindberg
Nach dem Leben gezeichnet von Segelcke
Berlin, 1893

Adolf Paul, Strindberg-Erinnerungen   Albert Langen, München

Am 22. Mai 1894 folgte eine Karte aus Ardagger:

42. „A. P. Br.

Die Zeitungen fahren fort, und Dagens Nyheter sucht den Grund meines Irrsinns klarzustellen.

Es ist allerhöchste Zeit, etwas zu unternehmen.

Sieht man das Buch in Berlin?

Das Bureau sendet grundsätzlich keine Rezensionsexemplare trotz Mahnungen. Ganz wie Bonnier.

Wann bekomme ich Dein Buch? Du versprachst es!

T— ist bei Mörner und spielt den Stocktauben!

Freundl.

Aug. Sg."

Und dann nachstehender, gleichzeitig geschriebener Brief.

43. „Adolf Paul, Br.

Was ich ahnte, ist eingetroffen. Brief aus Friedrichshagen heute, deutet Gefahr für L—ß an. Triffst du ihn, so rate ihm, nach Schweden zu reisen, wo er am sichersten ist.

Ich würde mich nicht genieren, ihn fest zu sehen, wenn ich nicht Angst hätte, selbst kom-

promittiert zu werden und von alter Schuld der Dankbarkeit verpflichtet wäre.

Eil. freundl.

August Strindberg.

Ardagger, 20. (?) Mai 1894.

Gut wäre, wenn Du Polen warnen könntest! Du ahnst schon den Zusammenhang."

Die Antwort betreffend das Attest, die ich ihm von A. und S. mitteilen konnte, habe ich vergessen. Sie war jedenfalls beruhigend. Darauf schrieb er mir:

44. „A. P. Br.

Das sagten A. und S., aber was tun sie? Wahrscheinlich nichts!

L. überraschte mich anfänglich, aber jetzt interessiert er mich. Wie erklärt er psychologisch sein Benehmen mir gegenüber? Wenn ich in Lund seinen letzten Brief, als er Antibarbarus übersetzte, drucken lassen würde, wo er in der ‚Hauptsache' allem zustimmt, wie würde er sich herausreden? Was sagte er Dir vom Artikel in D. N.? Glauben L—ß und Polen, daß ich ausgerottet werden kann? Sie vernichten sich selbst, denn das wissen sie, wer mich anrührt, der stirbt, wie wenn man unvorsichtig an einem elektrischen Akkumulator fingert. Aber ohne, daß ich's nötig habe, die Hand zu erheben. Sieh nur, wie L. sich selbst sprengte! Sie schlagen mich in Stock-

holm und einen Tag bin ich tot, dann tauche ich wieder auf in Karlstad*)! Dann töten sie mich in Christiania und ich tauche in Paris auf, wo Pigeon ‚Les Revoltes Skandinaves' herausgegeben hat, wo ich als einziger Schwede dabei bin. Ich fiel in Rom, wurde in Neapel ausgepfiffen, ging wie die Sonne in Kopenhagen auf, wurde in Berlin von Aspasia und den Hahnreis ausgepfiffen und tauchte gleich darauf in Moskwa auf. Vorigen Herbst Prozeß. Beichte in Berlin, bestohlen in Budkalfven**), und ich war tot, pang! schreibt Cherbouliez, der Kanzler der Franz. Akademie, ein ganzes Essay in Revue de deux Mondes über Aug. Sg. Mich kann man doch nicht ausrotten! In Paris habe ich es jetzt so fein auf der Gabel, daß die nächste Saison mir gehört. Ich reise im Herbst hin, wenn alles bereit ist. Dramatique Vol 2. kommt in den nächsten Tagen heraus mit dem ‚Band' ‚Spiel mit dem Feuer', ‚Gläubiger' und meinem Porträt auf dem Umschlag. Für Rechnung des Figaro hat man mich über die Kandidatur Zolas interviewt. Nein, mich rottet man nicht aus, aber ich kann Feinde ausrotten, und Du sollst sehen, wie hübsch

---

*) Das Strindbergbuch wurde dort, von Fröding redigiert, gedruckt!

**) Die Stockholmer Zeitung „Budkaflen", die die Beichte eines Toren schwedisch abdruckte!

artig sie krepieren, diesmal schleunigst. Ich hab's gelernt, den Zufall zu korrigieren*).

Wenn Du das Bureau aufsuchst, kündige einen neuen Roman an: ‚Unser aller Aspasia' von Aug. Sg. spielt in Berlin.**) Aber teuer, und bares Geld. Wollen sie vorher Vergangenheit IV, so kriegen sie sie, aber für angemessenen Preis: 500 Mark. Zu bemerken, daß sie in Schweden nicht herausgegeben ist! Willst Du negotiieren?

Ich habe nämlich heute von meiner Frau eine Tochter bekommen!

Freundl.
Aug. Sg.

500 Mark in Bar, sofort, unbegrenzte Auflage."

Der Brief zeugte wenigstens von einer momentanen Wiederkehr des Lebensmuts, die wohl auf das Konto des Klapperstorchs zu setzen war! Und dann kam die Erlösung von der Angst vor dem Irrenhaus in folgendem Briefe:

45. „Adolf Paul

Hei! Soeben Brief von Haeckel in Jena, wo er nach der Lektüre von Antibarbarus erklärt, daß er keine Spur von Verrücktheit findet, sondern daß ein verstorbener Freund,

---

*) Aber immer erst nachträglich in seinen Pamphleten! Und da wurde auch die Wahrheit korrigiert!

**) Seine Absicht, jemals Schlüsselromane zu schreiben, wurde stets von seinen Parteigängern bestritten! Hier liefert er ihnen selbst den Gegenbeweis.

Chemiker, dieselben Ideen im Leben verfochten hat! Siehst Du!

Hiermit den Strick für B. L.! Sonst hat er sich dazu verurteilt, sein Leben lang als ein altmodischer Esel herumzulaufen!

Ich verzeihe ihm niemals!

Er hat die Steinigung eröffnet, aber ich pflege die Schläfe zu treffen, wenn ich werfe.

Eil. freundl.

August Strindberg.

Ardagger, 31. Mai 1894."

46. Am 1. Juni 1894 schrieb er:

„Du kannst gelegentlich B. L. damit ekeln, daß meine im Winter neu entdeckte Methode für Coelestographie gegenwärtig mit großem Erfolg am Observatorium in Paris ausgeübt wird und daß durch sie das Innere der Sonne näher bestimmt wurde. Das nötigt mich wahrscheinlich zu einer baldigen Pariser Reise! So bekommt der Elende noch einen Streich über die Augen! Jetzt soll er sterben! Wollen sehen, wo er sich nach sechs Monaten befindet! Nemesis humana haben wir noch, obwohl wir divina gestrichen haben. Ich bin nämlich in das Stadium des Lebens eingetreten, wo man lieber Henker ist als sich hinrichten läßt! Seine Naturwissenschaft töte ich in Antibarbarus 2 und 3, und, wenn er Dozent wird, was er niemals wird, wird das ganze junge Auditorium auf seine altmodische Weisheit

spucken, die ich veraltert habe. Moriturus es Themistocles!

Du kannst Dir denken, welche Rolle B. L. haben wird, in ‚Unserer Aspasia‘."

— — — — — — — — — — — — —

Wie du mir, so ich dir! Schrieb Strindberg Schlüsselromane nach lebendem Modell, so schrieben manchmal die Modelle über ihn!

Ola Hansson hatte dann auch Strindberg und seine Freunde aus der berliner Zeit in einem neuerschienenen Roman als Episodenfiguren aufmarschieren lassen! An sich als Karikaturen ganz schlecht, standen sie in gar keinem Verhältnis zu dem anderen Inhalt des als psychologische Studie der Frauenseele sehr interessanten Buches, sondern störten und entwerteten es. Das schwedisch in Norwegen erschienene Buch wurde deutsch in „Nord und Süd" abgedruckt. Darauf bezieht sich das im folgenden Briefe Strindbergs mitgeteilte Rezept zur Vernichtung seiner alten Liebe, Frau Marholm.

46. „A. P. Br.

Ich bin krank gewesen und fand keine direkten Fragen zu beantworten in Deinen Briefen. Mit Frau Mara zankt man nicht, man zieht ihr bei günstiger Gelegenheit das Fell von der Fußsohle bis zu den Ohrmandeln ab und treibt es ihr in den Hals, daß sie erstickt!

Willst Du Antibarbarus II und III für 25 Mark pro Bogen übersetzen? Du bist wohl jetzt so reich, daß Du nicht willst?

Du mußt direkt mit dem Bureau verhandeln, die waren nicht so schlimm, wie L—ß sagte. Stil ist nicht nötig!

Bin fertig nach Paris zu reisen, wo L'Œuvre am 21. die Gläubiger gibt (mit Schauspielern vom Odeon!). Wo ist L—ß und wie? Lies letzte Nummer von Magazin*), wo Polen als ein geschlechtlicher Exzedent geschunden und der wilde Mann entlarvt wird!

Freundl.

Aug. Sg."

Am 21. Juni auch aus Ardagger:

47. „Neues Programm veranlaßt Abbestellung von Antibarbarus. Geht nach Paris, wo das ganze Buch auf einmal französisch erscheint.

Wenn Du jetzt einen Operntext machst**), hast Du denn nicht Lust weiter zu gehen, als Mascagni und Konsortes, und moderne Leute zu nehmen in sauberen Kleidern ohne Volkskostüm? Er, sie, jener, im Redingote und Tisch und Stuhl. Was sagst Du zu dem ‚Band' (denk nur die zwölf Beisitzer, Chor für Bariton und Bässe!). Welche Chöre, Ensemblesätze und die Sonne als Leitmotiv! Schlag den Weltrekord Mascagnis!

A. Sg."

---

*) Magazin für Literatur. Red.: O. Neumann-Hofer, Fritz Mauthner.

**) Ich hatte ihm die Absicht mitgeteilt, für Sibelius einen zu schreiben.

Ich stellte Lidforß zur Rede wegen seiner mir von Strindberg mitgeteilten Klatschereien.

Er leugnete und gab eine Darstellung seiner Mitteilungen an Strindberg, der ich Glaubwürdigkeit beimessen mußte, weil sie sich auf einen gemeinsam erlebten Vorfall bezogen und also zu kontrollieren waren. Ich suchte Strindberg über seinen Irrtum aufzuklären und erhielt als Antwort vier offene Postkarten auch aus Ardagger (25. Juni 1894).

48. „A. P.

Es ist eine Beleidigung, einem Glaubwürdigen nicht zu glauben — einem Unglaubwürdigen gegenüber. Aber wir wollen es gerade sein lassen! Ich gehe nach Paris, weil ich da offenes Wasser habe, Ollendorff und Charpentier (Zolas Verleger) die Zeitungen (‚Le Figaro', der Mittwoch einen besonderen Artikel auf der zweiten Seite hatte, ‚Strindberg, L'Ennemi des Femmes', vom Redakteur des ‚l'Evenement' geschrieben). Die Geschichte mit ‚Heimat' wird von Sarah aus London widerlegt, da der Autor sich bei ihr unter skandinavischer Flagge eingeschlichen hatte*)!

Pang! Ich reise nach der Bretagne, wo ein schwedischer Freund, der mir Charpentier besorgt, und der Zola gemalt hat, wohnt, nebst Charpentier und seiner Freundin Sarah Bern-

*) Sudermann wird es nicht nötig haben, diese Anschuldigung zu widerlegen!

hardt! Hei! Endlich habe ich's auf der Gabel, wie man sagt.

Was sagst Du zu dem Band als Opera? Busoni kann es französisch lesen, bei — ? — Unter den Linden!

Was Neues von Polen? Den Schwager stieß ich nieder wie ein schlachtfertiges Schwein! In meiner größten Bedrängnis war ich übermütiger denn je und sagte: ‚Wie zum Teufel können Sie denken, mich ausrotten zu können! Das war Übermut Ihrerseits!' Gestern hatte ich, in ‚Le Figaro' ‚Auf zur Sonne'! François Coppée schrieb mir gestern freundlichst. L'Œuvre*) (‚das Meisterwerk') ist auf der Höhe und spielt grundsätzlich alles von Strindberg! Denk, wenn diese Dreckstiefel dasitzen mit Frau T. und Aspasia beim Nordhäuser und glauben mich ausgerottet zu haben! Willst Du für den Nord- und Süd-Roman der Marholm Rache nehmen oder soll ich es?

Wie schaut L—ß jetzt aus dem Gesicht, das dumme Aas, das mich erledigt glaubte?

Ein satanischer Zufall machte, daß ich auf den polnischen Breslauer Zug kam (was L—ß zu verhindern suchte) und da Polacken traf, die mir erzählten, Polen hieße mit dem Vornamen Salomon und wäre ein Jude, so wie daß der Vater Volksschullehrer war! Es ist ja nichts Böses dabei, aber es ist das und nicht etwas anderes!

---

*) Théâtre l'Œuvre Lugne-Poës, in Paris.

Jetzt habe ich den Brief L—s über Antibarbarus an den Betreffenden gesandt, in dem er seine Ehrfurcht und sein Entzücken äußert, mit dem Erfolg, daß seine Schwester ihn verachtet und sein Gönner in Lund nach ihm spuckt. Donnerwetter, daß in Schweden noch Ehre zu finden ist! Das hatte ich nicht gedacht!

Beantworte folgendes: Heibergs Stück in Kopenhagen schien mir mein Weimardrama zu sein. Was glaubst Du? Es war nach meinem damaligen Rezept, das ich verworfen hatte, weil's nicht geht. Nebenpersonen und Nebenszenen, die nicht zur Handlung gehören, ist das Unglück Shakespeares. Wie konnte dieser Jubelesel, der Ramseth und Künstler geschrieben hatte, auf einmal so genial werden? Hattest Du den Eindruck, daß er gestohlen hatte?

Ein verdammtes Pack Krogh — Heiberg?

Ich schickte das Strindberg-Buch an Loiseau-Bang, die die ‚Gläubiger' in Paris einstudierten und bat sie, Deine Analyse zu lesen, um all den vielen Fragen zu entgehen. Da hast Du, Bang*)!"

Der Bandwurmbrief auf losen Karten hört hier ohne Unterschrift auf, weshalb ich vermute, daß eine letzte Karte unterwegs hängen geblieben oder im letzten Moment zurückbehalten worden ist.

---

*) Hermann Bang war ein Jahr Instrukteur am Théâtre l'Œuvre in Paris und studierte da Ibsen und Strindberg ein.

Kommentar des angeführten Schreiben wird nicht nötig sein nach dem, was zu seinen früheren Äußerungen über die darin angegriffenen Personen angeführt wurde.

Wie er auch in ‚Entzweit' erzählt, wurde er von einer Halsentzündung befallen und ließ einige Zeit nichts von sich hören. Dann kam nachstehende Karte (Ardagger, 7./7. 1894).

49. „P. Br.!

Halskrank, habe ich vier Tage nicht essen können, erwarte Konvaleszenz. Wer ist Emil Key*)? Ist er Schwede oder Deutscher? Und was spielt er von mir? Und in welchem Theater?

Vor welchem Publikum bei dieser Hitze?

Hast Du gesehen, ob Blumenthal sein Herbstrepertoire bekannt gegeben hat? Ob Brahm eröffnet**)? Und wann?

Am 17. habe ich den Prozeß in Berlin. Wenn ich gesund bin, komme ich selbst.

Sarcey beugte sich vor den Gläubigern und D. N. mußte die Notiz hereinnehmen. G. Bs.***) Taktik war infernalisch, B. L. an

---

*) Schwedischer Theaterdirektor, von dessen Sommergastspiel 1894 im Berliner Theater er in den Zeitungen gelesen hatte.

**) Brahm übernahm bekanntlich 1894 das Deutsche Theater.

***) Georg Brandes

den Ohren vor den Thron*) zu schleppen um zu knien. Danke für die Nachrichten!

Freundl.

Aug. Sg."

Am 11. Juli aus Ardagger:

50. „Paul! Jetzt sah ich, daß Rey ein Schwede ist! Suche ihn auf! Hilf ihm zurecht! Rate ihm, nicht mit alten Sachen anzufangen! Rate ihm mit ‚Das Band' anzufangen und er hat Triumph. Tantiemen in der Luft gleichgültig, lasse mich lieber bestehlen! (Und Glückspeter!) Wenn ich gesund bin, komme ich Berlin 17. aber kann noch kaum essen. (Sag ihm, daß Ibsen ausgespielt ist!)

In Paris ist offenes Wasser. Chatelet reflektiert auf ‚Glückspeter', der gelesen ist! (Und dann nimm Hillberg hin als Gast in ‚Meister Olof'.) Soll ich Dir Anstellung als literarischer Beirat, Regisseur, Administrateur oder dergleichen bei Rey verschaffen? Nimm dich des Kerls an und blende ihn mit Deiner Kenntnis der Theaterverhältnisse Berlins.

Freundl.

Aug. Sg."

Mit dieser neuen „Theatergründung" Strindbergs mich zu befassen, hatte ich weder Zeit noch irgendwelche Lust. Er ließ mir trotzdem keine Ruhe

*) Sr. Majestät Strindbergs

und schien von dem Sommertheater Keys selbst sehr in Aufregung geraten zu sein. Am 13. Juli 1894, wo er noch, trotz seines Prozesses, in Ardagger war, schrieb er mir wieder in dieser Angelegenheit:

51. „Paul Br.!

Ich bin wahrscheinlich in Berlin Dienstag früh. Diesmal ist's gefährlich, denn mein Richter ist Brausewetter, der große Skandalmann. Aber wenn er mich einsperrt, werde ich in den Pariser Blättern schreien, daß man's hört. Gib mir auf alle Fälle Deine Adresse*) und Notiz: Wo spielt Key, an welchem Theater?

Spielt er selbst? Welche Schauspieler und wie sind sie?

Wo hat er's her?

Und das Geld?

Eine Zeitung nennt ihn Emil, eine andere Gustaf?

Wie heißt er? Wie alt ist er?

Woher?

Hat er Schweden mit?

Kann der Satan nicht ‚Das Band' stehlen?

Das Chatelet Theater in Paris hat ‚Glückspeter' auf französisch; verhandelt! Hat Szenarium zu ‚Sancte Per' bekommen und vorgeschlagen, beide zusammenzuschlagen!

---

*) Ich hatte ihm meine Absicht mitgeteilt, den Rest des Sommers auf Rügen zu verbringen.

Ob jetzt das Geld aus Paris kommt? — Aus Deutschland niemals!

‚Gläubiger' werden hier und dort gespielt aber Entsch schickt nur Rechnungen die immer größer werden je mehr sie gespielt werden.

Antworte umgehend bitte

Freundl.

Aug. Sg."

Ich hielt den Briefwechsel nicht mehr aus, wollte aber, da er augenscheinlich krank war, keinen Abbruch der Beziehungen herbeiführen. Außerdem war längst vorauszusehen, daß seine, zunächst nur auf dem ertragreicheren und ungefährlicheren Wege der „Privatverleumdung" lanzierten Verdächtigungen gegen mich sich bald auch in offenem Angriff entladen würden.

Ich hatte mich nicht verrechnet. Der Überfall kam ganz plötzlich und ohne jeden Grund.

Am 31. Juli schrieb er mir aus Ardagger einen Brief, strotzend von den gemeinsten Anwürfen und von Beleidigungen, die sich der Wiedergabe entziehen!

52. „Du sollst nie mehr eine ruhige Stunde haben," so schloß der Brief, der selbstverständlich auch die übliche Drohung enthielt, mich in seinem Buche als alles Mögliche hinzustellen, was ich nur in seiner Phantasie war.

Ein Menschenleben würde nicht ausreichen, all die „psychologischen" Studien über seine Freunde

und Feinde zu schreiben, mit denen er eine entsetzte Welt bedrohte. Er verzichtete auch wohlweislich, legte die mißratenen Kinder seines Hasses in den grünen Sack, und zog sich allmählich auf das Altenteil einer Weltanschauung zurück, die er in einem Briefe seines letzten Lebensjahres an mich folgendermaßen formulierte: „Schreib über das eigene Leben. Über das Leben anderer können wir nichts wissen!"

Ihn über einen Irrtum aufzuklären, lag nicht im Bereich der Möglichkeit.

Es interessierte mich auch nicht. Ich war froh, den Verkehr los zu sein, und habe ihm mit keinem Worte geantwortet, — habe ihn auch nie wieder gesprochen.

Erst nach Jahren nahm ich die Beziehungen zu ihm wieder auf, — aber nur brieflich. Sie haben sich dann — ziemlich spärlich und mit großen Unterbrechungen — bis kurz vor seinen Tod weitergesponnen.

Einen Grund zu jenem Brief hatte ich ihm nicht gegeben.

Freilich — e r mochte wohl geglaubt haben, Gründe zu besitzen, und die waren nicht schwer auszurechnen.

Die Nichtannahme seiner Aufforderung, den Sommer in Ardagger zu verbringen, war schon verdächtig! Meine Weigerung auf Rügen, seine Geschäfte weiter zu besorgen, ebenso! Meine Versicherung, die Aufklärung Lidforß' über seine Anschuldigungen zu glauben, auch, wie aus den Briefen zu sehen war!

Am schlimmsten aber war, daß ich im vorangegangenen Sommer, auf Rügen, seine vielen Fragen betreffend den Inhalt des neuen Romans, an dem ich arbeitete, nicht beantwortete und ihm auch keinen Einblick in das Manuskript gestattete. Er hatte mich in Berlin bei der Arbeit an einem früheren Werk mit seinen unerbetenen Ratschlägen zu sehr gestört! Weder hatte ich Lust, seine Wege zu gehen, noch hatte ich es nötig.

Meine „Geheimtuerei" war ihm da selbstverständlich verdächtig. Mein Buch konnte also nur von ihm, seiner Verlobung, seiner zweiten Ehe handeln! — Er bekam es auch, trotz seiner Mahnungen, für seine Ungeduld nicht schnell genug zu lesen! Das Buch hieß außerdem „Blindekuh"! — Das konnte sich nur auf seine Irrungen und Wirrungen im „Ferkel"jahre beziehen!

Bei der Lektüre wird er das Gegenteil gefunden haben. Aber dann erschien bei Langen mein Buch „Ein gefallener Prophet", — und das gab ihm nachträglich die erwünschte Ausrede! Denn wo gab es außer ihm in diesem Jammertal gefallene Propheten!

Seine Frau schrieb mir nach Monaten aus Paris*) darüber:

„Warum mein armer Mann Ihnen so zürnt, lieber Herr Paul, hat er mir nie gesagt. Doch kann ich es Ihnen erklären! Es geht ihm mit vielen Menschen so. Sie sind seine Freunde

*) Sie zogen von Ardagger nach Paris im Herbst 1894.

und er hält sie dafür und da kommt ein Tag, an dem ihn das Mißtrauen packt. Und was er bloß vermutet, erscheint ihm bald als Tatsache.

Ihm diese zu widerlegen, ist umsonst.

Er hält daran fest sein Leben lang, sich selbst zum Unglück.

Er hörte plötzlich auf, von Ihnen zu sprechen, erklärte, Sie seien sein Feind; — viel später sagte er mir, Sie hätten unsere Ehe im ‚Gefallenen Prophet' geschildert.

Sie sehen, das ganze sind Hirngespinste, namenlos traurig, weil sie so unsagbar wehtun, den anderen und ihm selbst vor allem.

Lieber Herr Paul, nochmals, tragen Sie es meinem Mann nicht nach!

— — ich beschwöre Sie, tun Sie nichts gegen ihn —"

— — — — — — — — — —

Es bedurfte dieser Bitte nicht. Denn ich hatte nicht die Absicht, irgend etwas gegen ihn zu unternehmen*).

---

*) Im Vorhergehenden wurde mein persönliches Verhältnis zu Strindberg wiederholt berührt.

Viel Verleumderisches ist darüber ausgestreut worden, sowohl durch ihn selbst, wie durch seine Helfershelfer.

Ein für allemal sei denn hiermit festgestellt: Ganz freiwillig, aus Mitleid und aus Sympathie habe ich mich für Strindberg bemüht und ihm meine Zeit und meine Kraft geopfert. Ich habe dafür kein Entgelt bekommen, war kein „Angestellter", hatte für ihn nichts zu verwalten.

Paris, wo er alles so fein auf der Gabel hatte, wurde eine Enttäuschung für ihn. Sein krankhafter Verfolgungswahn steigerte sich dadurch zur Krisis.

Anfang des Jahres 1895 wurde die Scheidung seiner zweiten Ehe eingeleitet. Seine Frau reiste schon im Januar nach Wien, um sie in die Wege zu leiten.

Er hatte in Paris kleine oder gar keine Ein-

War er mein Freund, so war ich sein Freund! Half er mir mal aus, wie's unter Freunden vorkommt, so half ich ihm zehnmal soviel aus. Weder hat er mich „aus dem Dreck emporgezogen", noch hat er mich „unterhalten" oder „beköstigt", wie er zu behaupten beliebte! Er hatte vollauf zu tun, sich selbst aus dem Dreck emporzuarbeiten! Er konnte sich selbst nicht beköstigen! Er ging in meinen Kleidern, benutzte meine Wäsche und gab sie eben so unsauber zurück wie meinen guten Namen, mit dem ich stets für ihn eintreten mußte!

Als Künstler habe ich ihm keine Förderung zu verdanken. Meinen Weg hatte ich gemacht, als ich ihn kennen lernte, und weder er noch andere haben mich hindern können, ihn weiter zu gehen, wie's meine künstlerische Pflicht war.

Alles, was er selbst oder durch andere Abweichendes über unser Verhältnis verbreitet hat, ist erlogen.

Bis in die allerletzte Zeit habe ich unter seinen Verleumdungen zu leiden gehabt! Denn Reptile gibt es ja genug, die mit Vergnügen Derartiges aufgreifen und weiter verbreiten! Das wäre kein Anlaß für mich, zu remonstrieren! Aber er selbst hat, halb versteckt und in ganz heimtückischer Weise, seinen Ausstreuungen Öffentlichkeit gegeben. Das nötigt mich zu dieser öffentlichen Abwehr. Sie wäre zu seinen Lebzeiten erfolgt, wäre ich — zu meinem Bedauern — nicht erst jetzt auf das Buch aufmerksam gemacht worden, in dem seine Angriffe niedergelegt sind!

nahmen. Gerüchte über seine Misere drangen auch nach Hause und nach Deutschland. Sammlungen wurden veranstaltet. Sehr anschaulich schildert seine Lage ein Brief Hamsuns aus Paris, den ich in dieser Angelegenheit empfing. Er ist am 19. März 1895 geschrieben. Ich gebe daraus das Strindberg Betreffende wieder.

„Strindberg geht es nicht gut. Ich habe einen Aufruf durch die Presse für ihn zustande bekommen. Aber ich weiß nicht, wohin es führt. Die schwedischen Zeitungen, an die der Aufruf geschickt wurde, nehmen ihn nicht auf und erwähnen ihn nicht.

Er lebt hier vollkommen auf die unsicherste Art, schreibt nur dann und wann einen Artikel, den er vielleicht in einer Zeitung anbringt, vielleicht auch nicht. Er wird schlecht bezahlt; ‚Figaro' bezahlte für seinen letzten Artikel über den Schwefel vierzig Francs, davon sollte sein Übersetzer zwanzig Francs haben, also kam auf Strindbergs Teil zwanzig Francs.

Er ist in Schuld, da, wo er wohnt, hat da die ganze Zeit auf Kredit gelebt, und weiß nicht, wie lange er bleiben darf. Er hat ein ganz kleines Zimmer, mit Bett im selben Zimmer.

Es fehlt ihm an Kleidung. Jetzt ist er im Winter in einem hellgrauen Sommerkostüm herumgegangen und es geniert ihn selbstver-

14*

ständlich. So kann er zu keinem Menschen gehen, nicht mal zu den Redakteuren.

Ich danke Ihnen persönlich, weil Sie sich für ihn in Berlin interessieren wollen.

Er hat etwas gegen Sie, sagen Sie. Ach ich weiß fast keinen, gegen den er nichts hätte. Mich mag er auch nicht gern leiden, er behauptet, ich sei ihm eine zu starke Persönlichkeit. Es ist überhaupt kaum möglich, mit ihm etwas zu tun zu haben. Aber ich kümmere mich nicht darum, wie Sie es auch nicht tun, wie ich sehe. Er ist ja trotz allem August Strindberg.

Er müßte in den Stand gesetzt werden zu tun, was er will. Will er schöne Literatur schreiben, well! Will er in Chemie dilettieren, well! Will er nichts tun, well! Der Mann hat so viel geleistet und so viel Bedeutung, daß er das Recht haben sollte, sich nach Belieben einzurichten.

Wir sollten einen Abend zusammen essen, wir gingen zusammen aus. Wir blieben vor einer Kneipe stehen, die nicht zu flott aussah und wo auch andere schlecht angezogene Leute hineingingen. Aber Strindberg sagte: ‚Nein, hier ist's zu hell für mich, hier ist's zu hell! Laß uns anderswo hingehen.' Er sagte es nicht mit klagender Stimme, nur wie eine Tatsache. Hier ist's zu hell für mich! Und dann war's doch August Strindberg! Ich kann den Eindruck nicht vergessen, den es

auf mich machte! Wenn Sie können, tun Sie etwas für ihn.

— — — — — — — — — —

Ihr Freund
Knut Hamsun.

Eventuelle Geldbeiträge können zunächst an die Redaktion von ‚Verdens Gang'*) geschickt werden. Das würde vielleicht auch auf andere Leute mit Herz gute Wirkung haben."

Viel soll durch die Einsammlung nicht zusammengekommen sein. In Berlin war nicht viel für ihn zu tun. Wohin ich mich wandte, bekam ich negative Antwort. Einer seiner früheren Gönner in der Presse erklärte auf meine Anfrage, genug zu tun zu haben „für die eigenen Dichter!" — Ob andere seiner ehemaligen berliner Freunde besseres Glück hatten als ich, ist mir nicht bekannt.

Er hatte eine lange Zeit einsamen Leidens vor sich. Nach dem in seinem „Inferno" geschilderten Kulmen seiner Angstzustände folgte dann ein allmähliches Zusammenraffen der Energie, — ein Niederkämpfen der Feigheit. Er kehrte nach dem Vaterlande zurück, und die Arbeitslust kehrte langsam wieder.

Er war aber nicht mehr derselbe Mensch.

Der Himmelstürmer, der geniale Werke auftürmende Künstler, der unerbittliche Wahrheitssucher und Bekenner, war er nicht mehr. Zwischen

*) Kristiania

dem Strindberg vor und nach den „Inferno“-jahren klaffte ein tiefer und unüberbrückbarer Riß.

Die brausende Allgewalt seines Vortrages, dessen immenses Crescendo unwiderstehlich mitriß, wie in den Meisternovellen „Schwedische Schicksale und Abenteuer“, im „Roten Zimmer“, in „Leute von Hemsö“ und anderen Werken der ersten Zeit, hatte den Atem verloren.

Er nahm wohl Anlauf — besonders, als die halbfertigen Entwürfe aus dem grünen Sack herausgekramt und mit dem alten Elan aus der Zeit, wo sie geplant waren, angepackt wurden. Dann stockte aber der Atem plötzlich, der Stürmer wurde kontemplativ und versank in müde Resignation.

Und der Historiograph des eigenen Lebens ließ mit sich reden.

Im „Sohn der Dienstmagd“, der „Beichte eines Toren“, wo jede Zeile mit dem Zwang unmittelbarer Wahrheit, die kein Fragen mehr zuläßt, wirkt, riß er die eigene Brust auf und zeigte schonungslos das eigene, nackte, zuckende Leben.

Das war die Beichte, — das war die Buße!

„Inferno“ und „Legenden“ der Rückzug!

Und dann kam das Vermummen der Geschehnisse, das Versteckspielen, das Aufputzen des nicht mehr zu Ändernden, des nie wieder Gutzumachenden, das Abwälzen der Verantwortung von den eigenen müden Schultern, das Parlamentieren mit dem Gewissen, aus dem das Buch „Entzweit“ geboren wurde.

Eine Verschleierung von Ort und Personen, die dem Taktgefühl zugeschrieben werden könnte*), wenn nicht die verhüllenden Schleier so unsagbar dünn gewesen, wenn nicht die Schlüssel bereitwilligst nach allen Seiten aus der Hand gegeben worden wären, damit der Angriff aus dem Versteck ja nicht die Spitze verlöre, aber auch nicht gerichtlich zu fassen sein sollte.

Dann kam die Hetze, die Todesangst, nicht mehr mit all den großen Plänen und Entwürfen aus der Gärungszeit des jugendlichen Stürmers fertig zu werden, der Schrecken, mit seinen Polemiken zu viel Zeit verloren zu haben. Andere hatten Erfolge mit historischen Dramen, also schnell heraus mit den alten Entwürfen! Zugepackt! Drei, vier Dramen im Jahre auf den Markt geworfen, halbfertig, unausgegoren, genial im Wurf, aber unausgeglichen in der Ausführung! Und schnell durch Zeitungsnotizen alle erreichbaren historischen Stoffe für sich belegen, damit kein anderer sich erkühnte, an die Helden der Geschichte heranzutreten! Dann endlich ein letztes Zusammenfassen all der Poesie der schwedischen Natur und der schwedischen Volksseele, aus der er geboren war, in seiner wundervollen „Kronbraut", ein Werk, das so tief an die Seele greift wie wenige andere von ihm! Und zuletzt die müden Ausklänge aus der Vater- und Gläubigerperiode, die die „Kammer-

*) Bei Strindberg, der die Taktlosigkeit zum künstlerischen Prinzip erhoben hatte, wäre die Annahme an sich schon absurd!

spiele" darstellen, und der groteske „Totentanz", nach dessen Klängen er seine ehemaligen Freunde und Helfershelfer mit wehenden „schwarzen Fahnen" in die Atmosphäre des „Roten Zimmers" hineinpeitschte und bis auf die Knochen schund!

Das „Strindbergtheater" entstand in seiner Vaterstadt und nahm ihm den Ertrag des allmählich einsetzenden Wohlstandes. Erst das letzte Lebensjahr brachte, in dieser Hinsicht, eine Besserung.

Als er dann endlich aus allen Sorgen heraus war und auf einen gesicherten ruhigen Lebensabend rechnen konnte, da war's aus! Das Leben beeilte sich, die Schuld an ihn zu bezahlen, gab ihm mit der einen Hand die ersehnte Unabhängigkeit und nahm ihm mit der anderen, was noch zu nehmen war, den letzten Lebensfunken!

X

Die letzten Erinnerungen

Strindberg feierte im Jahre 1899 in Lund seinen fünfzigsten Geburtstag. Die vielen Sympathiebeweise, die ihm aus ganz Schweden dargebracht wurden, gaben ihm endlich den Mut, nach seiner Vaterstadt überzusiedeln, wo er dann bis zu seinem Tode geblieben ist.

Um die Proben meines Dramas „Christian II." am königlichen dramatischen Theater zu überwachen, war ich einige Wochen in Stockholm und richtete von dort ein Glückwunschtelegramm an ihn.

Er antwortete:

53. „Danke für Deinen Glückwunsch! Der soll ja bedeuten, daß keine Verstimmung mehr zwischen uns besteht? Die Schuld mag auf der einen oder anderen oder auf beiden Seiten gelegen haben!"

Mein Stück hatte einen durchschlagenden Erfolg, und der erste Glückwunsch, ein sehr herzlich gehaltenes Telegramm, kam von Strindberg, der noch in Lund war.

Die Beziehungen waren also — aus der Entfernung — wieder aufgenommen.

Der Erfolg meines Stückes hatte gezeigt, daß der Boden für das historische Drama auch in Schweden wieder bereit war. Strindberg holte sofort seine alten Entwürfe der historischen Dramen aus dem grünen Sack hervor und fing endlich wieder an, mit Feuereifer zu arbeiten, und brachte in der folgenden Saison seinen „Gustav Wasa" heraus!

Das königliche Theater setzte sofort im Herbst desselben Jahres mein neues Drama: „Karin Månstochter" an. Das bewirkte wieder den Abbruch der Beziehungen. Strindberg hatte denselben Stoff in seinem „Erich XIV." behandelt und das Stück zunächst dem Königlich dramatischen Theater eingereicht, aber dann zurückgenommen, um es Ranft zu geben, der schon seinen „Gustav Wasa" angenommen hatte.

Der Zufall machte, daß ich dann gerade mit

meinem Stück kommen mußte*). Also gab ich der Direktion des Königlich dramatischen Theaters, nach seiner Meinung, Mittel in die Hand, sich an ihm zu rächen, weil er ihr sein Stück entzogen hatte.

Kam noch dazu, daß ich in einer finnischen Zeitung, deren jahrelanger Mitarbeiter ich war, über Strindbergs „Gustav Wasa" zu berichten hatte. Das konnte seiner stockholmer Aufführung keinesfalls schaden, wohl aber nützen, wenn daraus ein Skandal arrangiert werden konnte! Sein Manager Geijerstam, der damals die Seele des Gernandtschen Verlags war, wo Strindbergs Bücher herausgegeben wurden, machte gleich mobil und hetzte seine Freunde in der stockholmer Presse auf mich. Eine erbitterte Polemik entstand schon vor meiner Premiere, es wurde kein gutes Haar an mir gelassen, und trotzdem war der Erfolg meines Stückes ebenso stark wie der im Vorjahre, obwohl ein großer Teil der Presse, wie nach den Polemiken vorauszusehen war, in nicht ganz unparteiischer Weise opponierte!

Strindberg trat wie immer nicht persönlich vor, sondern ließ sich alles durch Geijerstam besorgen. Gegen mich war er der geeignetste Handlanger, den Strindberg sich aussuchen konnte. Er haßte mich glühend, weil ich ihn mal früher bei einer Schurkerei ertappt hatte**).

---

*) Es wurde etwas vor dem Strindbergschen gespielt.

**) Es war in jenem Winter 1893/94, wo ich in Helsingfors war und die Kritik (Theater und Literatur) einer großen Zeitung versah. Geijerstam hielt dort Vorlesungen über Literatur, die von mir besprochen wurden. Er beklagte sich bei der

Strindberg hatte also in ihm ein dienstfertiges Werkzeug mir gegenüber, das ohne weiteres ahnte, was zu tun war, und auch der Kanal wurde, durch den seine Verdächtigungen weitergehen konnten. Später übernahm Herr Schering die Rolle.

Es dauerte lange, ehe die Beziehungen wieder aufgenommen wurden. Zu Weihnachten 1905 bekam ich die „Kronbraut", und tief ergriffen von der Schönheit der Dichtung schrieb ich ihm den Eindruck, den sie auf mich gemacht hatte.

Die Antwort lautete:

54. „Der Haß hat seine Zeit, aber es ist eine böse Zeit; am letzten Tage des Jahres bin ich nicht dazu geeignet, sondern nehme die mir gereichte Hand noch einmal und wünsche Dir alles Gute!"

Redaktion, weil ich nicht gleich ganze Leitartikel über ihn schrieb und auch weil ich mir erlaubte, eine eigene Meinung zu haben. Eine Nacht, als ich die Korrektur meiner Kritik über ihn lesen wollte, kam der Abzug eines ganz fremden Artikels herein.

Ich ließ den Faktor kommen.

„Was ist das?"

„Ihre Kritik!"

„Bitte, bringen Sie mir das Manuskript!"

Er brachte mir ein Manuskript von Geijerstams eigener Hand, — wo dieser in sehr lobenden Ausdrücken seine eigene Vorlesung besprach. Er hatte sich wieder beklagt, sich gleich in der Redaktion hingesetzt und selbst einen neuen Artikel geschrieben. Der Redakteur gestand es mir, und ich verließ sofort meine Stellung. Geijerstam hatte es mir unmöglich gemacht, sie zu behalten, und das trug er mir noch immer nach!

Jahrelang hörte ich nichts von ihm.
Dann schrieb er mir am 6. Januar 1907.

55. „Willst Du mir die Teufelskirche zum Lesen senden, am liebsten Schwedisch.

Hier wird nämlich ein neues schwedisches Theater für moderne Kunst gegründet und ich glaube, es ist etwas Neues in Deinem Drama, nach den Rezensionen zu urteilen. Wenn Du Neues schreibst, so laß von Dir hören, aber such das Intime in der Form, kleines Motiv, ausführlich behandelt, wenig Personen, große Gesichtspunkte, freie Phantasie aber aufgebaut auf Observation, Erlebnisse, gut studiert, einfach aber nicht zu einfach, keinen großen Apparat, keine überflüssigen Nebenpersonen oder ‚alte Maschinen', keine lang ausgezogenen abendfüllenden.

‚Fräulein Julie' (ohne Fallen des Vorhangs) hat die Feuerprobe hier bestanden, sich als die verlangte Form der ungeduldigen Menschen unserer Zeit gezeigt! Gründlich aber kurz!

Also zunächst die ‚Teufelskirche'.

Freundl.
August Strindberg.

Karlavägen 40, Sthlm."

Ich sandte ihm das Stück, obwohl ich wußte, daß es in ein intimes Theater nicht gehörte, da es den ganzen szenischen Apparat und große Komparserie verlangt. Außerdem war es himmelweit entfernt von seinen damaligen Bahnen.

Eine sehr freundliche und ausführliche Kritik war die Antwort. Aber das Stück kam natürlich für das kleine Theater nicht in Betracht.

Der Schwedische Reichstag erinnerte sich endlich an seine kulturelle Verpflichtung der schönen Literatur gegenüber und votierte eine jährliche Summe zur Verteilung von Dichtergagen, wie sie seit langer Zeit schon in Norwegen bestanden.

In erster Reihe mußte da Strindberg in Betracht kommen. Und da gerade gab er „Schwarze Fahnen" heraus, die einen Sturm der Entrüstung in der schwedischen Presse anfachten*). Die Forderung wurde gestellt, daß er von der Anwartschaft auf Dichtergage ausgeschlossen werden sollte. Und er wurde ausgeschlossen.

Der Nobelpreis, auf den er vor allen anderen wohl ein Anrecht gehabt hatte, wurde ihm nicht gegeben.

Er hatte auch in der Akademie, die den Preis verteilt, mit persönlicher Feindschaft zu rechnen und bekam den Preis niemals, obwohl es wiederholt, ausdrücklich auch in der deutschen Presse, gefordert wurde**).

Es wurde still um ihn. Er wurde wenig gespielt. Angriffe in der Öffentlichkeit wurden immer wieder laut. Es fing an, ihm wieder ökonomisch schlecht zu gehen.

---

*) Durch mein Eintreten für ihn in dieser Angelegenheit in der deutschen Presse habe ich viel Gehässigkeit eingeheimst.

**) Das Berliner Tageblatt hatte die Freundlichkeit, meiner Forderung in dieser Hinsicht Raum zu geben. Soviel ich weiß, trat auch die „Zukunft" dafür ein.

Hier in Berlin wollte die Neue Freie Volksbühne ihn spielen. Als Vorstandsmitglied schrieb ich ihm und bat um Mitteilung, wo das deutsche Manuskript von „Glückspeters Reise" jetzt wäre, da das Stück vom Verlag nicht zu erhalten war. Das war sein erfolgreichstes Märchenspiel, hatte im ganzen Norden während der letzten zwanzig Jahre Hunderte von Aufführungen erlebt und war in Deutschland noch nicht gespielt.

Er schrieb zurück:

56. „Ich weiß nichts von Glückspeter. (Aber lieber würde ich das ‚Traumspiel' aufgeführt sehen, mit Draperie oder Bogen und kleinen Prospekten. Sprich mit Schering! Inzwischen Dank!)

Freundl.

Sg.

26. Mai 1911."

Das „Traumspiel" wurde vom künstlerischen Ausschuß sofort angenommen und sollte in der allernächsten Zeit gespielt werden.

Auf die Mitteilung der Annahme schrieb er:

57. „Danke weil Du an mich denkst.

Schering muß auf meine Kosten das Honorar*) herabsetzen; er verhindert oft Aufführungen, weil er Vorschuß und zu hohes Honorar verlangt.

*) Betrifft nicht N. Fr. Volksbühne, die bereit war, das übliche Honorar zu zahlen.

Um das Traumspiel herauszubekommen, bin ich bereit von meinem Anteil abzusehen, wenn's nötig ist! Aber ich bin noch arm nach dem Krach des Intimen Theaters und muß Geld leihen.

Reinhardt spielt mich wohl nicht mehr*), weil ich seelisch und körperlich krank war, als er hier war und ihm weder aufwarten, noch ihn empfangen konnte. Ein guter Vorwand für ihn!

Denk an die Draperiebühne!

freundl.
Strindberg.

19. Juni 1911."

In der Herbstsaison sollte das Stück herausgebracht werden. Am 18. November 1911 schrieb er mir:

58. „Spiele das Traumspiel mit Prolog und laß auf dem Programm das kurze Vorwort drucken, damit sie nicht denken, es sei verrückt.

Spielt übrigens was ihr wollt, von dem was frei ist, aber vermeidet die alten Ausgespielten (Fr. Julie, der Vater usw.). Nehmt die Kammerspiele, (Die Gespenstersonate) oder Erich XIV, Kronbraut usw. Scherings Adresse ist Villa Paquerette, Vevey.

Freundl.
Strindberg."

---

*) Reinhardt hatte bereits seinen Totentanz und Erich XIV. angenommen, wovon er wohl noch nichts wußte.

Das waren die letzten Briefe. Das „Traumspiel“ konnte wegen mancher Unzulänglichkeit in dem kleinen Theater in der Köpenickerstraße nicht gegeben werden. Die Neue Freie Volksbühne hat aber fast alle Jahre andere Strindbergsche Stücke auf dem Repertoire gehabt und war das einzige berliner Theater, das sich der großartigen Huldigung für Strindberg an seinem 63. Geburtstag im Januar 1912 durch eine Strindbergfeier anschloß. Die „Gläubiger“ wurden bei dieser Feier aufgeführt, mit seiner ersten berliner Interpretin, Rosa Bertens, in der weiblichen Hauptrolle, die sie vor zwanzig Jahren auch draußen im Osten Berlins kreiert hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Wer gibt etwas auf Träume?

Es war einige Zeit vor seinem Tode.

Im Traume stand ich auf einer Terrasse hoch oben am Ufer des Meeres und blickte hinaus über die Wellen, die tiefgrün dem Lande zu rollten. Draußen sank die Sonne unter den Horizont, ihre letzten Strahlen leuchteten durch den Gischt der Wellen, daß er sich blutrot färbte!

Hoch oben auf dem Felsen links in einem neugebauten Blockhause rüstete man zum Fest. Unten in der Bucht, an der Brücke, standen einige wenige Leute und warteten. An der Brücke waren Triumphbogen, mit frischem Laubgewinde geschmückt. Rechts ein weit ins Meer hineinragender hoher Felsen, hinter dem ein starker Schein hervorbrach, dessen Widerspiegelung auf den Wellen immer näher kam.

Und schließlich bog, vor gutem Wind, ein schlanker Kutter um den Felsen und steuerte in die Bucht hinein. Die Segel waren gerefft, aus all den runden Fenstern der Kajüte, deren Dach sich rings um den Mast breitete, schoß ein starkes strahlendes Licht hervor und leuchtete blendend nach allen Seiten.

In der Kajüte saß er allein mit seiner Laute.

Stolz glitt sein Schiff auf den Hafen zu. Die Wartenden waren freudig bewegt.

Da, auf einmal, erlosch alles Licht, und die Erscheinung schwand.

— — — — — — — — — — —

Deutet mir den Traum!

